KREISBIBLIOTHEK
[RE]GENSBURG
Paed. 438 (a
Geschichten

~~III. 31.~~

Paed. 438. I

Zur

Schulbibliothek.

in

Brandenburg

1832

pag. nezült

Pag. 161.

Kleine Geschichten

für

Kinder von 6—10 Jahren

die gern etwas lesen

was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist.

Erster Theil

zweyte verbesserte Auflage.

Leipzig 1793

bey Johann Benjamin Georg Fleischer.

Zur Königl.
Studienanstalts bibl.

Vorrede.

Die kleinen Geschichten, welche ich hier Kindern von sechs bis zehn Jahren erzähle, haben sich größtentheils wirklich zugetragen. Nur eine einzige ist dem Inhalte nach entlehnt; ich darf aber nicht fürchten, daß ihr erster Verfasser oder Erfinder, so wie ich sie vortrage, sie als sein Eigenthum zurückfodern werde. Ich sage dieß nicht darum,

als zweifelte ich, daß eine zweckmäßige Sammlung, aus den unzähligen ältern Schriften gleichen Inhalts, nicht auch sehr nützlich seyn könne, sondern weil ich von Sachverständigen zu erfahren wünsche, ob ich selbst im Stande sey, Kinder mit Nutzen zu unterhalten.

Es ist freylich schon sehr viel für Kinder geschrieben; allein, ob man das alles ihnen sicher in die Hände geben kann, ob alles so deutlich und unterhaltend und lehrreich für sie ist, als es seyn soll, das ist eine Frage, die wohl schwerlich jemand mit Ja! beantworten wird, der, auch

unter

unter den bessern jener Schriften, etwas für solche Kinder wählen wollte. Ich habe mich bemüht, so zu schreiben, wie der Titel sagt; finden es Sachverständige so, dann ist diese Sammlung nicht überflüßig.

Um mich zu überzeugen, ob ich meines Zwecks verfehlt hätte, ließ ich alle die hier gelieferten kleinen Geschichten im Manuscript einen Knaben, zwischen sieben bis acht Jahren, lesen, den ich zwar nicht unter die schlechten, doch auch nicht unter die vorzüglich guten Köpfe rechnen kann. Er hat sie verstan-

standen, doch beruhigt mich dieß noch nicht ganz. In jeder Provinz Deutschlands, in jeder Gegend, in jeder Stadt, ja in jeder Familie sind gewisse Wörter, Ausdrücke, Redearten gleichsam einheimisch, jede hat, wenn ich so reden kann, ihre eigne Sprache, und die Kinder derselben werden am frühesten mit ihr bekannt, da sie andere, vielleicht eben so deutliche Redearten, weit später kennen und verstehen lernen. Wer wollte sich also zutrauen, allgemeinverständlich für Kinder zu schreiben? — Doch, glaube ich, ist diese Allgemeinverständlichkeit ei-

niger-

nigermaßen durch die Deutlichkeit des Vortrags zu erreichen. Haben alle Kinder nicht einerley Sprache, ist diesem diese, jenem eine andere Redeart deutlicher oder dunkler, so sind sie sich unter einander doch darin ähnlicher, was und wie sie etwas fassen. Giebt man darauf Acht, und lernt man ihnen besonders ihre eigne Art etwas vorzutragen ab, so wird man auch ihnen verständlich schreiben können, gesetzt man gebrauchte auch ihnen wenig bekannte Redearten. Ihr natürlicher Verstand läßt sie überdieß oft aus dem Zusam-

menhange, aus dem Gegensatz, sogar aus der Natur der Sache ihnen völlig fremde Worte und Redearten erklären. Mehr als einmal habe ich mit Vergnügen dieß an noch sehr jungen Kindern bemerkt.

Möchte ich nach dem Urtheile billiger Richter nicht ganz ohne Nutzen erzählt haben; jeder gegründete Tadel wird mit aufrichtigem Dank aufgenommen werden von dem

Verfasser
J. G. S.

Das

Das folgsame Kind.

Julchens Mutter war einmal auf einen Nachmittag zu einer Freundin gebeten. „Dürfen wir nicht hernach ein Weilchen in den Garten gehen?“ fragte Julchens Bruder, Theodor, als die Mutter eben weggehen wollte.

Das könnt ihr wohl, antwortete die Mutter, aber geht nur nicht weiter, als bis an den breiten Sandgang! Unser Nachbar hat mir sagen lassen: daß eine Gesellschaft diesen Nachmittag, in seinem Garten, einen Vogel abschießen werde, es könnte da leicht ein Bolzen abprellen und euch beschädigen. Nehmt euch also in Acht! — Die Kinder versprachen es, und die Mutter gab ihnen den Schlüssel zum Garten.

Als Julchen und Theodor aus ihren Lehrstunden kamen, bedienten sie sich der von ihrer Mutter erhaltenen Erlaubniß, und giengen in den Garten. Er war groß und sie hatten Platz

genug darin zu spielen und spazieren zu gehen, wiewohl sie nur bis an den breiten Gang durften. Sie waren wohl schon eine Stunde darin, da sahe Theodor, unter einem Apfelbaum, viele schöne Aepfel liegen.

Ey! Julchen, rief er, sieh einmal die vielen schönen Aepfel.

Ja, antwortete Julchen, siehst du nicht, daß der Baum über dem Sandgange steht?

Das weiß ich wohl, sagte ihr Bruder, aber die Mutter hat uns ja gesagt, wir sollen das abgefallene Obst auflesen, wenn wir welches finden!

Julchen. Sie hat uns aber heute verboten über den Sandgang zu gehen.

Theodor. Je, es wird uns ja nicht gleich ein Bolzen treffen!

Julchen. Pfui, Theodor, Du willst nicht folgen!

Kaum hatte Julchen ausgeredet, so flog ein Bolzen mit solcher Gewalt gerade unter den Aepfelbaum, wo die vielen Aepfel lagen, daß er einem kleinem Hunde den die Kinder bey sich hatten, und der unter dem Baum lag eine Vorderpfote blutig schlug. — Beyde Kinder erschracken, das kleine Thier winselte, Julchen

chen lockte ihn an sich, und da sie das verwun-
dete Pfötchen sahe:

Siehst du, sagte sie, zu ihrem Bruder, wenn du nun gleich so hingelaufen wärest, hätte dich der Bolzen auch nicht treffen können? Das arme Thier! hättest du mich nicht hieher gerufen, er wäre gewiß nicht unter den Baum gelaufen.

Theodor sahe es ein, daß er gefehlet habe, streichelte mitleidig das arme Hündchen, trug es sogleich zu einem alten Manne, der in ihrem Hause wohnte, und ließ es von ihm verbinden.

Als die Mutter Abends zu Hause kam, war er der erste, der ihr diesen Vorfall erzählte und gestand, daß er gefehlt habe. Die Mutter lobte ihn zwar, daß er seinen Fehler selbst gestanden habe, gab ihm doch aber einen Verweiß, daß er nicht folgsamer gewesen war. Julchen freute sich, als sie von ihrer Mutter ein gutes folgsames Kind genennt wurde, und erkannte, daß es gut sey, den Eltern immer zu gehorchen.

Der ungehorsame Knabe.

Darf ich nicht noch ein Weilchen in den Garten gehen? fragte Fritz seinen Vater. Nein, lieber Sohn, antwortete der Vater, es ist schon zu spät, du könntest Schaden nehmen. Je, sagte Fritz, ich bin ja gestern auch so spät da gewesen. Gestern war es um diese Zeit noch helle, erwiederte der Vater, heute ist trübes Wetter, sieh nur wie finster es schon ist?

Fritz kehrte sich nicht daran; so bald er merkte, daß sein Vater nicht auf ihn sahe, gieng er zur Thüre hinaus und lief so schnell er konnte in den Garten. Bald darauf hörte er sich rufen.

Nun wollte er eben so schnell wieder zurück laufen, sahe aber im Finstern einen kleinen Graben nicht, der gerade auf dem Wege, auf dem er zurücklief, an demselben Tage war gemacht worden. Er stolperte, fiel und verrenkte sich den linken Fuß.

Au weh! au weh! mein Fuß, hörte man ihn schreyen. Er wollte aufstehen, aber der Fuß schmerzte zu sehr; er mußte warten, bis man

mau auf sein Geschrey herbey kam und ihn zurückführte.

Weder sein Vater, noch sonst jemand bedauerte ihn. Fraget Euch einmal, liebe Kinder, warum das wohl geschahe? Er litt große Schmerzen und mußte wohl acht Tage zu Hause bleiben. Seine jüngere Schwester sagte ihm: wenn du doch gefolgt hättest, du wärest nicht krank geworden! Er gestand daß sie recht habe, und nahm sich vor in Zukunft gehorsamer zu seyn.

Wenn deine Eltern dir etwas ernstlich untersagen,
so folge, ohne sie vorher: Warum? zu fragen.

Gustav hatte den großen Fehler an sich, daß er niemals gleich folgte, wenn ihm etwas befohlen oder verboten wurde. Immer fragte er erst: Warum soll ich aber das thun? Warum soll ich aber das nicht thun?

Seine Eltern und Lehrer hatten ihm oft gesagt, daß ein verständiges Kind seinen Eltern und Lehrern auf's erste Wort folgen müsse; und als er auch da fragte: Warum soll ich aber auf's Wort glauben und folgen? so sagten sie ihm! du bist noch nicht verständig genug, um

alles zu begreifen; viele Dinge lassen sich dir jetzt noch gar nicht deutlich machen, weil du schon vieles wissen müßtest, was du noch nicht gelernt oder erfahren hast. Das half aber immer nur wenig; Gustav wollte nur durch Schaden klug werden.

Einst trank man bey Tische einen Wein, der von allen sehr gelobt wurde. Gustav fragte seinen Vater: ob er nicht auch den Wein kosten dürfe? — Nein, lieber Gustav, antwortete dieser, du weißt ja, was ich dir schon oft gesagt habe, daß dir der Wein schädlich ist. Gustav erwiederte ihm: Aber Sie trinken ja alle auch Wein? Und sein Vater: Wir sind aber alle älter als du, und wenn erwachsene Personen den Wein mäßig trinken, so schadet er ihnen gar nicht. Gustav schwieg zwar, doch zeigte seine Miene, daß es ihm nicht lieb sey, daß ihm sein Vater seine Bitte abgeschlagen habe.

Der Vater bemerkte das und dachte bey sich: Wenn ich ihm Wein gebe, so wird er gewiß krank davon werden — aber vielleicht wird er dadurch gebessert und glaubt in Zukunft eher wenn du ihm etwas sagst. — Er fragte also Gustav: Willst du versuchen ob dir der

Wein

Wein wohl bekommen wird? so will ich dir ein Glas einschenken. Gustav, der auch ein wenig naschhaft war, ließ sich nicht zweymal fragen und bat sogleich darum. Sein Glas wurde ihm voll eingeschenkt; er kostete, er schmeckte ihm vortreflich. Er bat noch um eins; auch das gab ihm der Vater und auch das wurde bald ausgeleert. Gustav fieng schon an lustig zu werden; das Lachen und Schäkern machte, daß ihm der Wein noch mehr in den Kopf kam und bald machte er so unartige Dinge, daß man ihn vom Tische entfernen mußte. Er lief im Hause herum, Treppe auf Treppe nieder; man verbot es ihm, aber er hörte auf Niemand. Er schrie und lermte, daß der Vater selbst ihm ernstlich gebieten mußte, ruhig auf seine Stube zu gehen.

Kaum war er hier und hatte sich niedergesetzt, so kam es ihm vor, als ob die ganze Stube mit ihm im Kreise herumgienge; er wollte wieder aufstehen, aber er konnte nicht. Es war ihm so übel, als wenn er ein Brechmittel genommen hätte. Er versuchte noch einmal aufzustehen, aber indem er sich wieder setzen wollte verfehlte er den Stuhl und fiel mit dem Kopfe so unglücklich an einen dabey stehenden

andern Stuhl, daß er ein ziemlich großes Loch in die Stirn bekam.

Auf das Geräusch, daß er durch seinen Fall verursachte, kam man herbey. Sein Vater sah ihn blaß und blutend zwischen den Stühlen liegen — schon fieng es ihm an Leid zu thun, daß er seinem Sohne Wein zu trinken erlaubt hatte. Doch als er die Wunde an der Stirn untersuchte und fand, daß sie weiter nicht gefährlich sey, so beruhigte er sich. Gustav übergab sich nun auch, der Vater ließ ihn reinigen und zu Bette bringen. Vor Mattigkeit schlief er bald ein.

Als er wieder erwachte, hatte er den heftigsten Kopfschmerz und zugleich that ihm auch die Wunde an der Stirn ziemlich wehe. Seine Schwester besuchte ihn und fragte: wie er sich befände? Ach! gar nicht hübsch liebes Malchen, antwortete er mit matter Stimme; o der garstige Wein, trinke du ja keinen!

Nein! sagte Malchen, gewiß nicht, ich bin froh, daß ich keinen getrunken habe. Aber du armer Gustav wirst nun wohl müssen zu Hause bleiben! Weißt du, daß wir heute zur Muhme auf die Weinlese fahren? — aber ich will bey dir bleiben!

Ich

Ich danke dir liebes Malchen, nein, fahre du immer mit. Es ist mir recht geschehen; warum glaubte ich dem Vater nicht! Es wird mir wohl besser werden.

Der Vater, der dazu kam, versicherte ihm, daß er heute noch würde aufstehen können, wenn er jetzt gleich ein Pulver einnehmen wollte. Gustav that es. Sein Vater blieb selbst bey ihm, und als Malchen Abends wieder nach Hause kam, fand sie ihren Bruder schon wieder wohl, bis auf die Wunde an der Stirn.

Auch diese heilte in einigen Tagen. Gustav wurde von der Zeit an klüger und legte seinen Fehler nach und nach gänzlich ab.

Kinder sind noch unerfahren,
Der Verstand kommt nicht vor Jahren.

Wenn ich an den Kindern den Fehler bemerke, daß sie ältern und verständigern Personen immer widersprechen, so stelle ich mir vor, daß sie entweder krank sind, oder doch krank waren. Ich kann mir gar nicht einbilden, wie ein Kind im Ernst glauben könne, daß es irgend etwas besser wisse, als ältere Personen. Es muß ja wohl so viel wissen, daß Erwachsene vielmehr in der Welt erfahren und lernen konn-

ten, als ein Kind, das nur erst anfängt zu leben und zu lernen.

Viele andere verständige Personen tadeln solche Kinder weit mehr. Denn, sagen sie, wenn ein Kind einem Erwachsenen widerspricht, was thut es anders, als daß es ihm sagt: Du verstehst nichts — ich weiß es besser, ich bin klüger als du! klingt das aber nicht sehr lächerlich? Wenn wir ältern Personen nun her wären und ließen einmal einen solchen kleinen Rechthaber anlaufen; er würde bald zu seinem Schaden erfahren, daß er ein kleiner unwissender Mensch sey.

So ganz unrecht mögen die Leute, die so sprechen, nicht haben. Aber deswegen glaube ich immer noch, daß man solche Kinder vielmehr bedauern müsse. Denn ich sage es noch einmal; sie sind gewiß krank, oder waren etwa krank, und gewöhnten sich diesen Fehler in ihrer Krankheit an. Darum leugne ich aber nicht, daß das Widersprechen und die Rechthaberey eine sehr lächerliche und unartige Sache sey; aber eben weil es ein so häßlicher Fehler ist, so bitte ich alle Kinder die ihn etwa an sich haben, daß sie sich alle mögliche Mühe geben, von ihm befreyt zu werden.

Ich

Ich kenne ein kleines Mädchen, die diesen Fehler auch hatte. Sie war einmal krank; man sahe ihr deshalb öfters nach, wenn sie etwa ein wenig eigensinnig war; doch wurde sie eben dadurch immer ungedultiger. Als sie nun wieder gesund war, wollte sie ihren kleinen Eigensinn fortsetzen, das gaben aber ihre verständigen Eltern nicht zu und Fiekchen, dieß ist ihr Nahme, hatte deswegen manche unangenehme Stunde.

Anfangs brauchten ihre Eltern gelinde Mittel, sie machten ihr die sanftesten Vorstellungen und suchten sie dadurch von ihrem Unrecht zu überzeugen; als aber diese nicht helfen wollten, so ließen sie Fiekchen ein Paarmal anlaufen, das heißt, sie ließen sie sich einigemal selbst bestrafen — da ward sie endlich klüger. Ich will euch hier nur ein Paar solcher Fälle erzählen, wo sie durch ihre Rechthaberey sich selbst schadete.

* *
*

Du könntest heute die Tante besuchen, sagte ihr eines Nachmittags ihre Mutter.

Fiek

Fiekchen. Ach! nein, liebes Mutterchen, es ist so kalt, und ich bin auch so leicht angekleidet.

Mutter. Es ist ja heute viel angenehmer als gestern und da kam es dir doch nicht zu kalt vor, als du mit deinem Bruder spazieren gehen wolltest. Du könntest ja deine Saloppe umnehmen.

Fiekchen. Die hatte ich gestern auch um, aber es fror mich doch und zur Tante ist es auch so weit. —

Mutter. Wenn du lieber sagtest, ich habe keine Lust heute zur Tante zu gehen; — aber dein Rechthaben! Fiekchen! Du bist sehr unartig.

Fiekchen. O nein, liebes Mutterchen, ich wollte gewiß recht gern gehen, wenn es nur nicht so kalt wäre, der kalte Wind —

Mutter. Nun es mag seyn. Ich könnte dir es zwar befehlen dennoch zu gehen, aber du sollst deinen Willen haben. Du bleibst also heute zu Hause, weil es zu kalt ist!

Fiekchen schwieg und freute sich, daß sie zu Hause bleiben durfte, denn sie gieng nicht gern zur Tante. Aber als sie gegen Abend ihre Mutter sich ankleiden sahe, und als ihr Vater mit ihrem Bruder ebenfalls gut angekleidet,

kamen

kamen, um diese abzuholen, war sie geschwind mit der Frage da: Je, wo wollen Sie denn hingehen?

Weißt du's denn noch nicht? antwortete ihr Bruder, — geht Fiekchen nicht mit? fragte er die Mutter.

Mutter. Nein! es ist heute für Fiekchen zu kalt.

Bruder. O das ist Schade, Fiekchen; ich wüßte aber auch gar nicht, was es heute so kalt seyn sollte, und deswegen nicht mit in die Comödie zu gehen!

Fiekchen. (zur Mutter) In die Comödie gehen Sie?

Mutter. Ja freylich; ich hatte mir vorgenommen dich von der Tante abholen zu lassen, wenn es Zeit seyn würde; aber da du nicht einmal dorthin gehen wolltest, wo du doch in eine warme Stube kamst, so glaube ich, wirst du noch weniger in die Comödie gehen wollen. Ich bedaure dich, wer weiß wenn euch der Vater wieder einmal dieses Vergnügen macht.

Fiekchen hatte sich schon so lange darauf gefreuet, wie that es ihr wehe, daß sie nun zu Hause bleiben sollte. Sie bat sehr, aber sie

erhielt

erhielt keine andere Antwort, als: es ist heute zu kalt für dich! — und blieb allein zu Hause.

* * *

Nicht lange nach diesem Vorfalle, es war im Herbste, wurde ihr Vater, von einem Freunde, auf den Vogelheerd eingeladen; Fiekchen und ihr Bruder baten beyde, daß sie mitgehen dürften, damit sie auch sehen möchten, wie die kleinen Vögel gefangen würden. Sie hatten immer viel davon reden hören.

Es wird für euch zu früh seyn, sagte ihr Vater, und des Morgens ist es ziemlich frisch.

Fiekchen. Je nun, liebes Vaterchen, wenn Sie uns nur das Vergnügen erlauben wollen, daß wir mitgehen dürfen, wir wollen schon hübsch früh aufstehen, und wenn wir uns recht warm anziehen, da werden wir gewiß nicht frieren.

Vater. Das möchte allensfalls seyn; aber ihr habt Morgen früh Lehrstunden, und ich werde schwerlich vor 9 Uhr wieder zurückkommen.

Fiekchen. Das wäre ja recht gut; um 9 Uhr gehn unsere Stunden erst an.

Vater

Vater. Das weiß ich wohl; aber ich weiß auch, daß ihr etwas auswendig zu lernen habt, wißt ihr das schon?

Beyde Kinder versprachen es noch an demselben Tage zu lernen.

Gut, sagte der Vater, wenn ihr das wollt. Aber diesen Abend sagt ihr mir es; wer das Seinige weiß, geht mit; wer es nicht weiß, bleibt zu Hause.

Die Kinder freuten sich nun, denn sie hoften, sie würden es gewiß lernen und Fiekchens Bruder setzte sich auf der Stelle hin und lernte so fleißig, daß er noch vor Abend seine Fabel, denn das war es, was beyde auswendig lernen sollten, so gut wußte, als er jemals etwas gewußt hatte.

Fiekchen hatte freylich in dem Augenblick noch etwas zu thun, allein sie war bald damit fertig und konnte nun auch anfangen zu lernen; da kam aber jemand zu ihren Eltern zum Besuch — und da wollte sie doch auch gern dabey seyn.

Ihre Mutter erinnerte sie an ihre Fabel.

Ja, sagte Fiekchen heimlich zu ihr, der Besuch wird ja nicht so lange wahren, ich will sie gewiß lernen.

Es

Es vergieng eine Stunde, die Mutter erinnerte wieder: Fiekchen! es ist schon vier Uhr! — Fiekchen entschuldigte sich wieder mit dem Besuch.

Die Mutter warnte sie, nach einiger Zeit wieder. Ach! gab sie ihr zur Antwort, wenn ich nur ein Stündchen dazu habe, so lerne ich sie gewiß.

Mutter. Du weißt ja aber nicht, ob dich nicht alsdann wieder etwas stören kann?

Fiekchen. Sobald es fünfe schlägt, fange ich gewiß gleich an zu lernen.

Mutter. Ich habe dich oft genug erinnert, mache nun was du willst.

Es schlug fünfe, der Besuch wollte sich sogleich entfernen; aber beym Abschiednehmen entstund wieder ein neues Gespräch; ein Wort gab wieder das andere, wie es so zu geschehen pflegt; man vergaß, daß man gleich hatte gehen wollen, es schlug ein Viertel, es schlug halb, es wurde fast drey Viertel auf sechs Uhr, ehe man aus einander gieng.

Nun lief Fiekchen, das Fabelbuch zu holen. Das war, vielleicht von ihr selbst, verlegt worden: ehe sie es fand, war es schon sechs Uhr. Jetzt fieng sie an zu lernen, aber sie hatte die

Fabel kaum einmal überlesen, so kam ihr Bruder, mit einem Schächtelchen in der Hand, zu ihr in die Stube.

O, sieh einmal! Fiekchen, rief er, was mir Väterchen da für eine Schachtel voll Devisen geschenkt hat! Das sind allerliebste Figuren, Soldaten, kleine Pferde, Wagen — und nun packte er alles, auf dem Tische, an dem Fiekchen saß, aus. Ihre Neugierde machte, daß sie Fabel und alles andere darüber vergaß. Sie besahe mit ihrem Bruder die schönen Devisen, spielte damit — und ehe sie sich es versahe, schlug es sieben.

Da fiel ihr die Fabel wieder ein. Ach! rief sie hastig und griff nach dem Buche, ich kann meine Fabel noch nicht!

Noch nicht? fragte ihr Bruder, o die kann ich schon lange.

Nun, sagte Fiekchen, so laß mich nur jetzt lernen.

Ihr Bruder ließ sie allein, sie las die Fabel wieder einmal durch, aber nun war sie ängstlich, um acht Uhr sollte sie gesagt werden, denn da kam der Vater allemal zum Abendessen. Sie versuchte ein Paarmal, ob sie etwas davon behalten habe, sie wußte nichts. Nun schob sie

die Schuld auf die Fabel; da sollte sie bald zu lang, bald zu schwer seyn — aber ihr jüngerer Bruder hatte sie doch gelernt! Endlich fieng sie gar, vor Verdruß, an zu weinen. Der Tisch wurde gedeckt, es schlug acht Uhr, der Vater kam, ihr Bruder sagte die Fabel ohne Anstoß her, und Fiekchen — wußte nicht sechs volle Zeilen und mußte am andern Morgen zu Hause bleiben. Niemand beklagte sie.

* * *

Im Hause ihrer Eltern wohnte eine Französinn. Dieses Frauenzimmer erbot sich Fiekchen die französische Sprache, ohne etwas dafür zu verlangen, zu lehren. Besuchen Sie mich oft, sagte sie ihr, wir wollen zusammen plaudern, es wird mir Vergnügen machen und Sie werden das Französische bald lernen.

Fiekchens Eltern waren sehr erfreut darüber, zumal da ihre Tochter viel Lust dazu bezeigte und sonst keine gute Gelegenheit da war, ihr die Sprache erlernen zu lassen.

Aber die Freude dauerte kaum einen ganzen Monat. Fiekchens unausstehliche Rechthaberey, ihr unaufhörliches unartiges Widersprechen

chen, brachte die Französin dahin, daß sie sich ihre fernern Besuche auf immer verbat.

* * *

Ihre Eltern hatten eine sehr geschickte Köchin, mit der sie sehr zufrieden waren; sie hielten also ihre Tochter an, oft die Küche zu besuchen, damit sie von der Köchin etwas lernen möchte.

Im Anfange ging alles ziemlich gut, aber bald wollte Fiekchen alles besser wissen, als die Köchin selbst und ward öfters Ursache, daß durch ihre Rechthaberey manches Gericht verdorben wurde. Die Köchin beschwerte sich, es half nichts, es wurde vielmehr schlimmer, bis die Köchin vom Abziehen redete.

Weil Fiekchens Eltern sie nicht gern von sich lassen wollten, so mußten sie ihrer Tochter verbieten, ferner in die Küche zu gehen. So viel wollte die Köchin nicht einmal; sie bat nur, daß Fiekchen ihr in Zukunft wenigstens keine Vorschriften machen dürfe. — Nun wurde der Köchin erlaubt, Fiekchen, die Tochter ihrer Herrschaft — sogleich zur Küche hinaus zu weisen, so bald sie wieder ihre Rechthaberey zeigen würde.

Ich könnte noch mehrere solche Fälle erzählen, allein diese mögen genug seyn, weil ihr daraus wohl schon sehen könnet, wie schädlich dieser Fehler für denjenigen ist, der ihn an sich hat. Zu Fieckchens Lobe gereicht dieß einzige, daß sie endlich durch Schaden klüger und bescheidener wurde.

Aufrichtigkeit und Bescheidenheit.

Ganz das Gegentheil von Fieckchen, war Nantchen, ein kleines liebes Mädchen, die Tochter eines meiner Freunde. Alle Menschen, die sie nur irgend einmal gesehen hatten, liebten sie, weil sie immer so artig und bescheiden war. Man konnte gar nicht böse auf sie seyn, wenn sie auch wirklich einmal einen Fehler begangen hatte. Denn sobald sie es bemerkte, daß sie gefehlt habe, so gestand sie es sogleich und bat so lange, bis man sie versicherte, daß man ihr vergeben habe.

Hatte sie aus Uebereilung einmal so sehr gefehlt, daß sie Strafe verdiente, so bat sie nicht, daß man ihr die Strafe schenken möchte; sondern

dern sie sagte: Ich weiß es, ich habe Strafe verdient, und ich will sie recht gern leiden, aber seyn Sie alsdann nur auch wieder gut auf mich, haben Sie mich nur auch wieder lieb, ich will mich gewiß in Acht nehmen, daß ich keine Strafe wieder verdiene!

War sie etwa in den Stunden unaufmerksam gewesen, oder hatte etwas überhört, so sagte sie es sogleich dem Lehrer: Verzeihen Sie, ich habe nicht recht Acht gegeben, seyn Sie so gütig und sagen Sie mir es noch einmal. Mit Vergnügen wiederhohlete da der Lehrer das, was sie noch einmal zu hören wünschte, und Nantchen dankte ihm und versprach künftig aufmerksamer zu seyn, damit sie ihm nicht doppelte Mühe machen dürfe.

Erzählte sie etwas, das sie gehört hatte und es sagte ihr etwa jemand, daß sie nicht richtig erzähle, so widersprach sie nicht, sondern bat denjenigen, welcher sie tadelte, daß er es lieber erzählen möchte, damit sie es auch richtig erführe. — Erzählte dagegen ein anderer etwas, was sie besser wußte, so fiel sie ihm nicht in's Wort, sondern wartete, bis er seine Erzählung geendet hatte; alsdenn sagte sie, daß sie das anders gehört habe. Doch sagte sie nie,

daß sie es besser wisse, denn sie dachte: ich kann es ja wohl auch nicht richtig wissen, ich kann etwas vergessen haben.

Wer wollte ein so bescheidenes Kind nicht lieben?

Der schönste, artigste, ist — wer der beste ist.

Luischen war ein sehr wohlgebildetes Mädchen. Die Magd die sie ankleidete, die Köchin und eine alte Muhme, die ihre Eltern manchmal besuchte, sagten ihr oft: Was das nicht für ein schönes Mamsellchen ist! Nein! das Mühmchen wird doch alle Tage schöner!

Das gute Mädchen hörte das und glaubte nun, daß sie besser wäre als andere Kinder, die nicht so schön waren, als sie. Sahe sie nun unter ihren Gespielen Kinder, die etwan Pockennarben oder Sommersproßen im Gesicht hatten, oder die sonst nicht gut gewachsen waren, so wollte sie durchaus nichts mit ihnen zu thun haben; ja sie verspottete sie sogar, und legte ihnen beschimpfende Namen bey.

Ihre

Ihre Eltern bemerkten diese Unart gar bald und gaben sich alle Mühe sie davon zu befreyen. Lange Zeit machten sie ihr viele vergebliche Vorstellungen. Doch einmal ging Luischen mit ihrem Vater in dem Garten, der an ihrem Hause war, spazieren. Siehe, da standen zwey alte krumme, unansehnliche Birnbäume, auf welchen aber die schönsten Birnen tief herabhiengen.

Luischen aß gern Obst. Ey, rief sie, sehen Sie einmal Vaterchen, die schönen Birnen! — Sie blieb vor den Bäumen stehen, ihr Vater gieng noch etliche Schritt weiter. Sie rufte ihm nach: Darf ich mir wohl von den schönen Birnen ein Paar abpflücken? — ach! da liegen schon welche, die der Wind heruntergeschüttelt hat; darf ich sie auflesen?

Komm doch lieber hieher, Luischen, antwortete der Vater, sieh nur hier die schönen, geraden Bäume. Laß doch den alten Krüpeln ihre Birnen!

Luischen sahe die schönen Bäume in der Ferne stehen und ließ die Birnen die sie schon aufgelesen hatte, wieder fallen. Sie glaubte vermuthlich, sie würde unter den Bäumen, die

ihr der Vater gewiesen hatte, noch viel schönere Birnen finden.

Jetzt kam sie mit ihrem Vater zu den schönen Bäumen. Sie sahe sich überall auf denselben um, aber da war keine Birne zu finden.

Luischen. Aber, liebes Vaterchen, die Bäume haben ja keine Birnen?

Vater. Ey, mein liebes Kind, sieh aber doch nur wie schön sie aussehen: Sieh nur das schöne Laub, die glatte schöne Rinde und wie schnurgerade sie gewachsen sind! Gefallen sie dir denn nicht besser, als die alten Krüpel dort?

Luischen. Ey nein! das ist wohl wahr, daß diese hier hübsch aussehen, aber da sind mir doch die alten krummen Bäume dort lieber!

Vater. Ist das dein Ernst, mein Kind?

Luischen. O ganz gewiß!

Vater. Aber du kannst ja sonst nichts leiden, was nicht schön ist? — Sage mir einmal aufrichtig, Luischen, warum willst du niemals gern mit deinem Vetter Heinrich und mit seiner Schwester Minchen spielen?

Luischen. Ja Heinrich und Minchen (sie schlug die Augen nieder und schwieg.)

Vater.

Vater. Nicht wahr, sie sind nicht so schön, wie Karl und Malchen, mit denen du immer spielst. Heinrich hat einen schiefen Rücken, weil eine unvorsichtige Magd ihn einmal fallen ließ. Und Minchen sieht blaß und kränklich aus und hat viel Pockengruben! Können die guten Kinder dafür, daß sie nicht so gesund und wohl aussehen, wie Karl und Malchen und du? — Nun, mein Kind!

Luischen. Freylich können sie nicht dafür.

Vater. Und du kannst sie so oft verspotten? Ueberlege einmal ernsthaft, ob wohl Heinrich deine Spötterey verdiene! Du weißt es selber, wie sehr er wegen seines Fleißes gelobt wird, wie artig er ist, wie er schon so hübsch das Clavier spielt! Was kannst du aber von Karln sagen? Wider wen klagt euer guter Lehrer immer mehr als wider ihn? Muß ihm Heinrich nicht immer helfen, wenn er einmal was kluges machen soll? Kannst du das leugnen?

Luischen. (etwas beschämt) Ach nein!

Vater. Und nun sieh einmal Minchen! Kannst du und Malchen so schön nehen und stricken, als sie? Warum muß sie euch immer vorlesen? Warum muß sie immer Geschichten erzählen? Nicht wahr, weil sie es besser kann,

 als

als ihr? Wenn euch die Zeit lang wird, wer wird da immer gerufen, um ein Spiel anzugeben? — Und das gute Kind ist immer so gefällig gegen euch, daß sie auch nicht einmal verdrießlich wird, wenn ihr sie alsdenn nicht mitspielen laßt.

Luischen fühlte jetzt zum Erstenmale, daß sie Heinrichen und Minchen Unrecht gethan hätte. Sie stand da, wollte antworten, konnte aber nicht. Ihr Vater bemerkte, daß sie gerührt war; er sahe, daß ihr die Thränen in den Augen standen.

Geh jezt hin, sagte er ihr, und hole dir ein paar Birnen!

Sie faßte ihn bey der Hand, küßte sie, sahe ihn dann bittend an. Der Vater dem jetzt selbst die Thränen in die Augen traten, vergab ihr gern, und küßte sie zärtlich auf den Backen.

Nicht wahr, fragte er sie, du wirst in Zukunft auch mit Heinrich und Minchen spielen?

Luischen. O gewiß, liebes Vaterchen, verzeihen Sie mir nur meine Thorheit!

Vater. Du wirst mir viel Freude machen, wenn du von heute an dich besser gegen sie beträgst, und wie sollte ich da nicht gern alles vergessen.

Der

Der Vater redete noch, da kamen Heinrich und Minchen in den Garten.

Darf ich, fragte Luischen, auch für Heinrich und Minchen ein paar Birnen nehmen?

Mit Freuden erlaubte es der gute Vater. Von diesem Tage an waren Luischen im ganzen Garten keine Bäume lieber, als die zwey alten krummen Birnbäume. Karl und Malchen hatte sie zwar noch gern um sich, aber Heinrich und Minchen wurden ihr von Tage zu Tage lieber. Sie sah nun nicht mehr auf schöne Gesichter oder ob die Personen wohl oder übel gewachsen wären, mit denen sie umgieng; die artigsten und geschicktesten Menschen waren ihr immer die liebsten.

Dieser Vorfall hatte auch den großen Nutzen für sich selbst, daß sie nun ebenfalls, nicht blos durch ihre schöne Gestalt andern zu gefallen suchte; sie gab sich Mühe, so gut zu werden, daß andere Menschen sie auch wegen ihrer liebenswürdigen Eigenschaften lieben konnten. Denn sie erkannte nun die Wahrheit des schönen Spruchs:

Sey ja nicht stolz, wenn du auch noch so reizend bist!
Der ist der Schönste, wer der Beste, Frömmste ist.

Die

Die unähnlichen Brüder.

Mein Kind, befleißige dich stets der Reinlichkeit!
Rein sey Gesicht und Hand, rein sey auch Wäsch' und Kleid!

Franz und Ernst waren Brüder, aber sie waren gar sehr in ihren Sitten verschieden. Franz, der Aeltere konnte nichts weniger leiden, als Unordnung und Unreinlichkeit. Ernst hingegen schien nichts mehr zu lieben, als sie.

Wenn Franz früh aufstund, so wusch er sich sogleich und zog sich geschwind an, denn er legte Abends, beym Ausziehen, seine Kleider allemal an einen guten Ort, daß er sie früh gleich wieder beysammen finden konnte.

Ernst wurde zwar auch mit seinem Bruder zugleich geweckt, aber Franz war oft schon völlig angekleidet, ehe Ernst noch aus dem Bette gestiegen war. An's Waschen dachte er selten. Seine Eltern mußten ihm oft, um ihn zu beschämen, von einer Magd, bey Tische noch die Hände waschen lassen. Seine Kleider suchte er aus allen Winkeln zusammen, und er würde sie oft

unter dem Bette haben hervorsuchen müssen, wenn nicht sein Bruder manches Stück davon aufgehoben hätte.

Franz gieng daher immer reinlich, zumal da er sich auch zuweilen seine Kleider selbst ausklopfte. Ernst ging immer schmuzig und oft waren sogar Löcher in seinen Kleidern und in der Wäsche; nicht selten fehlte ihm bald dieß bald jenes daran.

Bey Tische nahm sich Franz in Acht, daß er nichts verschüttete und wischte sich sorgfältig die Hände ab, um sich keine Flecke zu machen. Ernst kam fast nie ohne neue Schmuzflecke davon zurück.

Wurde gespielt, so hütete sich Franz vor dem Fallen, und ging nicht an solche Orte wo er sich beschmuzen oder hängen bleiben konnte. Ernst kroch überall herum, und an seinen Knieen sah man häufig, daß er gefallen seyn müsse.

Man nennte gar bald Franzen den Ordentlichen, Ernst dagegen bekam von allen die ihn kannten den wohlverdienten Namen des Liederlichen.

Jedermann hatte Franzen gern um sich, viele Eltern baten ihn zu ihren Kindern, und wenn diese etwa unordentlich waren, so stellten

sie ihnen Franzen zum Beyspiel vor und sagten: Seht einmal, wie dieser junge Mensch immer so reinlich ist, man muß ihn lieb haben! Seine eignen Eltern hatten ihn auch viel lieber als seinen jüngern Bruder, und Ernst mußte oft zu Hause bleiben, wenn Franz mit seinen Eltern spazieren gieng, oder wegfuhr, denn sie schämten sich Ernsten mitzunehmen, weil er immer so unreinlich angezogen war.

Ernst sahe oft sauer dazu und hätte lieber seinen Eltern deswegen Vorwürfe gemacht, da er aber sahe, daß auch fremde Leute ihn tadelten und seinen Bruder immer um sich haben wollten, als ihn; so setzte er sich ernstlich vor, es seinem Bruder nachzuthun.

Es ward ihm im Anfange sehr schwer, denn er hatte sich schon zu sehr gewöhnt; doch, durch beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst, brachte er es endlich auch dahin, daß seine Eltern sich über ihn freuen konnten. Sie lobten und liebten ihn nun weit mehr als vorher und das machte ihm wieder so viel Freude, daß er die Reinlichkeit immer mehr lieb gewann, aufrichtig seinem Bruder dankte, weil dieser ihm ein so gutes Beyspiel gegeben hatte.

Merkts Kinder! So geputzt ein Mensch auch ist, so ist er drum nicht klüger oder besser.

Der Amtmann Liebe, der immer viel zu schreiben hatte, wünschte einen jungen Menschen zu haben, der gut schreiben könnte. Er war ein billiger Mann, der die gut bezahlte, die für ihn arbeiteten; darum kamen viele junge Leute zu ihm, die alle gern Schreiber bey ihm werden wollten. Wenn sich nun einer meldete, so ließ er ihn zu sich kommen und gab ihm etwas abzuschreiben, damit er sehen möchte, ob er ihn brauchen könne?

Eines Tages kamen zwey junge Leute auf einmal. Der Amtmann gab jedem etwas zum Abschreiben. Beyde saßen dort und schrieben; da trat der kleine Ludewig, des Amtmanns Sohn, in die Stube, um seinem Vater den guten Morgen zu bieten.

Er sahe die beyden Schreibenden sitzen; der eine war sehr gut gekleidet und schön firisiert und gepudert, der andere hatte nur ein schlech-

tes Kleid an, das aber doch ganz und reinlich war, und trug die Haare glatt hintergekämmt.

Werden Sie, fragte Ludewig seinen Vater heimlich, einen von den Beyden behalten.

Vielleicht, antwortete er ihm, wenn einer so schreibt wie ich wünsche.

Der Vater schickte jetzt Ludewig weg, um ihm etwas zu holen. Als er, nach einiger Zeit wieder zurückkam, waren die beyden Schreiber fort, und der Amtmann besahe eben das, was sie geschrieben hatten.

Wirklich, sagte er so vor sich hin, der Mensch schreibt recht sehr gut.

Welcher denn? fragte Ludewig.

Der Vater zeigte ihm die Schrift von Beyden hin und sagte dabey: Nun sieh' einmal ob du es selbst errathen wirst.

Ludewig nahm die beschriebenen Blätter vor sich hin: Ey tausend! rief er, das hier ist schön geschrieben; o der schreibt zehnmal besser, als der andere da. Sehen Sie nur, Vaterchen, hier ist kein Buchstabe so groß als der andere und wie schlecht die großen Buchstaben gemacht

sind!

sind! Aber hier, wie alles so schön gleich ist, wie reinlich das aussieht! was das für schöne Züge sind! O nicht wahr, den behalten Sie, der das geschrieben hat?

Vater. Ja, ich werde ihn wohl behalten, zumal da ich weiß, daß er auch sonst ein guter und ordentlicher Mensch ist. Aber nun sage mir doch, welchen von den Beyden, die du hier gesehen hast, hältst du denn für den, der so schön schreibt?

Ludewig. Je nun, dem in dem alten abgeschabten Rocke siehts wohl nicht ähnlich!

Vater. Also meynst du wohl dem andern, in dem schönen blauen Kleide?

Ludewig. Ey, der sah auch gleich ganz anders aus! Nicht wahr?

Der Vater gieng stillschweigend an seinen Tisch, nahm ein kleines Buch, blätterte darin. Höre Ludewig, sagte er, indem er das Buch aufgeschlagen auf den Tisch legte, sey doch so gut und lies mir einmal die kleine Erzählung vor, die ich da aufgeschlagen habe.

Ludewig nahm das Buch und las folgende Erzählung:

Der Zeisig und die Nachtigall.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
die einst, zu gleicher Zeit, vor Damons
Fenster hiengen.
Die Nachtigall fing an auf's reizendste
zu singen
und Damon's kleinem Sohn gefiel der
süße Schall.
„Ach, spricht er, welcher singt von bey-
den doch so schön?
„den Vogel möcht' ich gerne sehn.
Der Vater macht ihm diese Freude;
er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier, spricht er, sind sie alle beyde;
„Doch welcher mag nun wohl der schöne
Sänger seyn?
„Getraust du dich mir das zu sagen?
Das Kind läßt sich nicht zweymal fra-
gen;
schnell wieß es auf den Zeisig hin.
„Der ist's, das seh ich gleich, so klein
ich bin.
„Wie herrlich grün und gelb ist sein
Gefieder!
„drum singt er auch so schöne Lieder.

„Dem

„Dem andern sieht man's gleich an
seinen Federn an,
„daß er so schön nicht singen kann!
Der Knabe irrte sich: doch ist der
Fehler größer,
wenn man der Menschen Werth aus
ihren Kleidern schließt?
Denn so geputzt ein Mensch oft ist,
so ist er drum nicht klüger oder besser!

Nun? fragte der Vater, als Ludewig gelesen hatte, wie gefällt dir die Erzählung? du hast doch eine Nachtigall gesehen?

Ludewig. (etwas verschämt) Ach! ja, sie sieht freylich nicht so schön aus, wie ein Zeisig.

Vater. Nicht wahr, ihr Gefieder oder ihre Federn haben just eine so schlechte braunrothe Farbe, wie das alte abgeschabte Kleid des guten Menschen, dem du so wenig zutrauest. Wie schön gelbbunt ist aber nicht ein Zeisig! Begreifst du nun, daß du doch wohl falsch geurtheilt haben kannst?

Ludewig. Also wirklich der kleine Mensch in dem alten Rocke hat so schön geschrieben?

Vater. Eben der, und in wenig Tagen wirst du ihn bey mir als Schreiber sehen.

Ludewig wurde in Zukunft vorsichtiger in seinen Urtheilen, und lange nachher, wenn er einen geputzten Menschen sah, erinnerte er sich noch an diese Geschichte, und an die Erzählung von dem Zeisig und der Nachtigall.

Einst wurde sein Vater von einem sehr reichen Manne besucht. Ludewig hatte ihn noch nicht gesehen, er erkundigte sich also bey jemand, wer zu seinem Vater gekommen sey? Da sagte man ihm, es müsse ein sehr vornehmer Herr seyn, denn er habe gar schöne Kleider, und einen schönen Wagen und vier herrliche Pferde davor. — Hm! antwortete er, wer weiß ob es nicht auch nur ein Zeisig ist?

Und Ludewig urtheilte dießmal viel richtiger. Denn der reiche, sogenannte vornehme Mann hatte weiter nichts als Geld, und weil er nur wenig Verstand hatte, so wurde er auch von verständigen Menschen nur wenig geachtet.

* * *

Einige Zeit darauf bekam Ludewig das Buch, aus dem er die Erzählung hatte vorlesen müssen, von seinem Vater geschenkt. Das erste, was er that, war, daß er die Erzählung noch einmal durchlas. Er mußte jetzt über sich

selbst lachen, daß er damals so unverständig hatte urtheilen können; doch fiel ihm jetzt der Vers in der Erzählung auf:

dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an.

Hm! dachte er, es giebt ja aber auch ein Sprüchwort, das bald so heißt! und doch begreife ich, daß es unrecht ist, jemand blos nach dem Kleide zu beurtheilen. Da mag wohl das Sprüchwort einmal nicht recht haben! Als er zu Tische kam, fragte er seinen Vater deswegen.

Freylich, lieber Sohn, antwortete ihm dieser, nicht alle Sprüchwörter sind ganz wahr; und so ist es auch mit dem, das du in Gedanken hast: Man erkennt den Vogel an den Federn. Als du dir neulich einbildetest, der schön gekleidete Mensch müsse auch schön schreiben können, da wolltest du den Vogel an den Federn erkennen; aber du weißt wohl, daß du dich irrtest. Eben so sehr würdest du aber irren, wenn du jeden schön gekleideten Menschen für unwissend halten wolltest. Wenn du aber einmal einen jungen Menschen siehst, der beschmuzte Hände und unreine Kleider und Wäsche hat, die wohl obendrein noch voll Löcher sind, und du denkst nun bey dir: das muß

wohl ein unordentlicher Mensch seyn! dann kannst du Recht haben, und da träfe das Sprüchwort ein: den Vogel erkennt man an seinen Federn. Hast du mich verstanden?

Ludewig. O ja, sehen Sie, wenn ich zum Beyspiel den kleinen Rei —

Vater. Still Ludewig! ich verlange kein Beyspiel. Ich habe dir nur gesagt daß du bey dir denken sollst, dieß oder jenes ist nicht recht. Es schickt sich nicht für dich, laut über anderer Fehler zu urtheilen. Wohl dir, wenn du deine eignen immer bemerkst und sie eben so willig ablegst, als den — blos nach den Federn zu urtheilen.

Unachtsamkeit.

Philipp war sonst ein gutes Kind, aber er hatte den Fehler an sich, daß er niemals recht genau Achtung gab, wenn jemand mit ihm redete. Seine Eltern, seine Lehrer und alle seine Freunde tadelten ihn oft deswegen; aber es half nichts.

Er hatte schon manchen Schaden davon gehabt, aber er blieb immer so, wie er gewesen

war,

war. Ich will euch nur etwas von seiner Lebensgeschichte erzählen; ihr könnt an seinem Beyspiele lernen, wie gut es sey, wenn man sich frühzeitig angewöhnt, auf alles aufmerksam zu seyn, was um uns her vorgeht.

Philipp aß für sein Leben gern Kirschkuchen. Weil solches Gebacknes aber Kindern nicht gesund ist, und weil die Kirschenzeit nicht gar lange währet, so kam diese Leckerey auch nicht oft an ihn.

Es war eben die Kirschenzeit, Philipp war mit Fritzchen, seiner jüngern Schwester, auf seiner Stube; da trat ihr Vater zu ihnen herein: Nun Kinder, redete er sie an, ihr seyd heute noch nicht spazieren gewesen, habt ihr Lust in den Garten zu gehen?

Die Kinder baten sich aus, daß es ihnen erlaubt würde. Da sagte der Vater noch zu ihnen; ich gehe jetzt einen Gang weg, wenn ich zurückkomme, will ich euch abrufen.

Gut, liebes Vaterchen, sagte Fritzchen, aber dürfen wir uns von dem Gärtner nicht ein paar Kirschen geben lassen?

Vater. Der Gärtner hat jetzt nicht Zeit Kirschen zu pflücken; aber kommt jetzt auf meine Stube, ich habe etwas anders für euch!

Fritzchen hüpfte hinter dem Vater her, aber Philipp — hatte kaum die ersten Worte seines Vaters verstanden, ein Gelächter auf der Straße hatte ihn ans Fenster gelockt. Er wollte eben Fritzchen auch dazu rufen, da kam sie schon wieder zur Thüre herein, mit einem schönen Stückchen Kirschkuchen in der Hand.

Oho! rief Philipp, woher hast du denn das?

Fritzchen. Je, warum bist du denn nicht mitgekommen? Vater rufte uns ja! Geh, lauf geschwind, vielleicht ist er noch in seiner Stube.

Philipp lief, aber er fand den Vater nicht mehr. Er kam mit nassen Augen zurück. Wäre Fritzchen nicht noch so gutherzig gewesen und hätte mit ihm getheilt, so hätte er gar nichts bekommen.

* * *

Philipp hatte sich schon lange ein Spazierstöckchen gewünscht, wie man sie jetzt trägt. In dem Städtchen, wo sein Vater wohnte, war keins zu bekommen; er wartete also mit Ungedult auf den nächsten Jahrmarkt, denn er hatte gehört, daß man da solche Stöckchen kaufen könne.

Der

Der Jahrmarkt kam, Philipp bat seinen Vater um Geld dazu und erhielt es. Wer war froher als er? Aber erst Nachmittags sollte er auf den Markt gehen. Das kam ihm viel zu lange vor.

Erlauben Sie immer, bat er seinen Vater, daß ich jetzt gehen darf! — Es war früh um neun Uhr.

Von Herzen gern, lieber Philipp, sagte dieser; aber die Krämer, die solche Stöcke verkaufen, haben jetzt noch nicht ausgelegt! Du weißt ja, daß die Krämer, welche nicht in unserm Städtchen wohnen, und die nur zu Jahrmarktszeiten hieher kommen, nicht eher als nach zwölf Uhr ihre Waaren zum Verkauf auslegen dürfen? Warte doch lieber bis nach Tische —

Philipp hörte nur die ersten Worte, bey den übrigen sah er sich schon nach dem Hute um, und ehe der Vater noch ausgeredet hatte, war er schon vor der Thüre. Er durchlief den ganzen Marktplatz, sahe sich bald die Augen aus dem Kopfe — aber da war Niemand, der solche Stöckchen gehabt hätte, wie er sie wünschte. Es war bald Mittag, da er wieder nach Hause kam.

Nun? fragte ihn Fritzchen, wo hast du denn das Stöckchen?

Philipp. Ach! das ist ein einfältiger Markt! Ich bin überall herumgelaufen, habe in alle Buden gegukt; da ist kein Stöckchen zu sehen, geschweige so eins, wie ich kaufen wollte.

Fritzchen. Je nun jetzt haben sie freylich noch keine, aber doch Nachmittag? der Vater sagte dirs ja!

Philipp. Nachmittage? ach! warum nicht gar! das hat der Vater auch nicht gesagt.

Fritzchen. Du hast's wieder nicht gehört.

Philipp. Nein, nein! Und sieh' nur, weil ich einmal kein Stöckchen kaufen konnte, da sieh mal, was ich mir alles eingekauft habe!

Da zeigte er Fritzchen allerley Kleinigkeiten, die er zu jeder andern Zeit eben so gut und wohl noch besser hätte haben können, lauter Spielereyen; und das Geld für den Stock war, bis auf etwas Weniges, alle.

Nachmittage kam er wieder auf den Markt. Das erste, was ihm auffiel, waren mehr als eine Bude, in der die schönsten Spazierstöckchen zu verkaufen waren. Aber das Geld war weg! Wie reuete es ihn nun, daß er nicht aufmerk-

samer

samer auf das gewesen war, was ihm der Vater gesagt hatte.

Freylich wenn Philipp nur bey solchen Dingen unaufmerksam gewesen wäre, so möchte es noch hingegangen seyn. Aber wer diesen Fehler einmal an sich hat, der begeht ihn überall; so gieng's auch mit Philipp. War er in den Lehrstunden, so machte er es seinem Lehrer ausserordentlich schwer; jede Sache, die er behalten sollte, mußte ihm oft mehr als sechsmal wiederholet werden. Denn wenn der Lehrer mit ihm sprach, so durfte eine Fliege sich auf den Tisch setzen, oder eine Katze in der Nachbarschaft miauen, oder ein Mensch in der Nähe sprechen — kurz das kleinste Geräusch durfte gehöret werden, so vergaß er alles, was vor ihm war, so hörte und sahe er nur dorthin, wo das Geräusch herkam. Es konnte aber auch so nicht anders kommen, als daß ihm die Lehrstunden nur wenig nutzten.

Um ihn zur Aufmerksamkeit zu ermuntern, pflegte sein Vater ihn oft nach dem zu fragen, was ihn war gelehrt worden. Er erhielt jedesmal ein kleines Geschenk, oder es wurde ihm sonst ein kleines Vergnügen gemacht, wenn er durch seine Antworten zeigte, daß er aufmerksam

sam

sam gewesen sey. Aber auch das half nur wenig; er besserte sich nicht.

Sein Lehrer hatte ihm und seiner Schwester eines Tages viel Gutes und Schönes von unserm jetzigen Kaiser, Leopold dem Zweiten, erzählt. Bey Tische, an demselben Tage, rief der Vater seinen beyden Kindern zu:

Wer mir sagen kann, wie unser jetziger guter Kaiser heißt, der soll diesen schönen Kupferstich bekommen. — (Es war das Bildniß des Kaisers selbst.)

Ich, ich! rief Fritzchen.

Und du Philipp? sagte der Vater.

Ach! seufzete Philipp, das habe ich vergessen!

Vergessen? sagte der Vater. Wenn ich nicht selbst gehört hätte, wie viel euer guter Lehrer, nur diesen Morgen, mit Euch von Leopold dem Zweiten gesprochen hat, so hätte ich dir's geglaubt, weil ich nicht fürchtete, daß du mir eine Unwahrheit sagen würdest. Sieh! nun bringt deine Unachtsamkeit dich auch zum Lügen!

Da bekam Fritzchen den schönen Kupferstich — und Philipp hatte den Verweis.

Und

Und was wurde am Ende aus Philipp? — Ein ganz unbrauchbarer Mensch, der nicht viel, und das Wenige auch ohne Nutzen lernte. Niemand konnte ihm etwas auftragen; denn es wurde ihm viel zu sauer, als daß er jemand hätte anhören sollen, der ihm eine Sache deutlich machen wollte. Viele Menschen achteten ihn nicht, mehrere verachteten ihn, er hatte nie einen Freund. Er bereuete oft, da er schon erwachsen war, daß er sich in seiner Jugend nicht besser gewöhnt hatte; denn nun wurde er durch großen Schaden etwas aufmerksamer, ganz frey von seinem Fehler wurde er aber niemals.

Der furchtsame Knabe.

Des jungen Hartigs Eltern waren sehr reich; weil sie aber täglich vielerley Geschäfte hatten, so konnten sie ihren Sohn nicht immer unter ihren Augen haben. Sie mußten ihn fremden Leuten zur Aufsicht übergeben und waren sehr froh, wenn diese nur gute Menschen waren.

Unter diesen Leuten war aber eine Frau, die viele alberne Dinge von Gespenstern gehört hatte.

hatte. Sie erzählte daher manchmal solche Geschichten und der junge Hartig hörte ihr begierig zu. Niemand sagte ihm, daß er solche Dinge nicht glauben müßte; und er selbst war noch zu jung, als daß er das von selbst hätte denken können. Er fieng daher bald an von ganzem Herzen zu glauben, daß es wirklich Gespenster gebe, welche die Menschen des Nachts beunruhigen könnten.

Wenn es nun Abend ward, so furchte er sich allein zu seyn; immer mußte jemand bey ihm bleiben. Ohne Licht und allein vor die Thüre oder an irgend einen finstern Ort zu gehen, das war ihm ganz unmöglich.

Seine Eltern wurden es freylich gewahr und sie bemüheten sich auch sehr, ihm seine lächerliche Furchtsamkeit zu benehmen. Allein man richtete wenig bey ihm aus. Sein Vater sperrte ihn sogar einmal allein in einer finstern Stube ein; da erhub er aber ein so entsetzliches Geschrey, daß man fürchten mußte, er würde sich Schaden thun, man ließ ihn also wieder heraus.

Man suchte ihn zu beschämen. Man brachte viel kleinere Kinder, ließ sie vor seinen Augen in ganz finstere Stuben gehen, und sie

blieben lange und ruhig darin. Einige schliefen ein, andere aßen das auf, was man ihnen etwa mitgegeben hatte. Er sahe das alles mit an, aber hatte niemals Lust, es ihnen nachzuthun.

Er war ohngefehr acht Jahr alt, als ein armer Verwandter und Freund seines Vaters starb. Dieser hinterließ einen Sohn, mit Nahmen Georg, der von seinem armen, aber sehr braven Vater, bis in sein neuntes Jahr, sehr gut war erzogen worden. Hartig's Vater, der Georgen als ein gutes Kind kannte, nahm ihn zu sich und gab ihn seinem Sohne zum Gesellschafter. Der junge Hartig lernte viel Gutes von ihm; denn Georg gab sich alle Mühe, ihm gefällig zu seyn und ihm das beste Beyspiel zu geben. Besonders bemühete er sich auch, ihm seine Furchtsamkeit abzugewöhnen. Er erzählte ihm unter andern viele Geschichten von Menschen, die sich durch Furchtsamkeit sehr unglücklich gemacht hatten.

Ich war etwa sieben Jahr alt, erzählte er ihm eines Tages, da gingen wir, mein seeliger Vater, ein paar Freunde von ihm, ihre Söhne und ich, einmal Abends vor die Stadt spazieren. Wir Kinder liefen immer einige Schritte voraus; und einmal

mal waren wir so weit von ihnen, daß wir sie nicht mehr sprechen hörten. Da fieng auf einmal ein gewisser kleiner Nieder, dessen Vater auch mitgegangen war, an zu schreyen. Wir fragten, was ihm wäre? — Sehn Sie nicht, dort! dort! — und wieß immer vor uns hin. Wir sahen alle dahin, konnten aber nichts erkennen. Ach! Gott! es kommt! ja, wahrhaftig es kommt auf uns los! und da er das sagte, fieng er aus allen Kräften an zu laufen, als ob ihn jemand bey dem Kopfe packen wollte.

Wir ruften ihm nach: es ist ja nichts! Aber er hörte nicht. Platsch! hörten wir etwas in's Wasser fallen; und nun erhub sich ein Geschrey, das jämmerlich anzuhören war. Wir liefen darauf los, fanden aber unsere Eltern schon dort, die den armen, furchtsamen Nieder aus einem Wassergraben gezogen hatten. Sie fragten uns, warum wir nicht beysammen geblieben wären? wir erzählten ihnen aber, daß Nieder von uns gelaufen wäre, und daß wir ihn nicht hätten zurückhalten können.

Nieder wurde nun gefragt, warum er so schnell weggelaufen wäre; da erzählte er: Er hätte einen großen schwarzen Hund gesehen,

der eine große, spitzige Nase, lange, lange Ohren, und ich weiß selber nicht mehr was sonst noch, gehabt hätte, und der wäre auf uns zugekommen. Er hätte zurücklaufen wollen, zu seinem Vater, hätte nicht genau auf den Weg gesehen und wäre in den Graben gefallen. Wir andern hätten gern gelacht, wenn uns der arme Mensch nicht gedauert hätte. Denn er war nicht nur vom Kopfe bis auf die Füße durchaus naß und voll Schlamm; er war auch so derb auf ein Knie gefallen, daß er nicht allein gehen konnte.

Wir sahen uns noch einmal in der Gegend um, ob wir etwas entdecken könnten, was etwa einem so fürchterlichen Hunde ähnlich wäre; wir fanden aber nichts, als einen kleinen Strauch, der ein paar weit herausstehende Zweige hatte, die der Wind bewegte und die uns immer zu winkten. Der arme Nieder hat, von dem Falle, noch heutiges Tages einen lahmen Fuß. Wäre er nicht so furchtsam gewesen, so wäre er noch so gesund, wie wir andern. Nein! setzte Georg hinzu, ich glaube, was mir mein seeliger Vater gesagt hat: Wenn dir die Lebendigen nichts zu Leide thun, vor den Todten hast du nicht nöthig dich zu fürchten, sagte er. Wenn

wir sterben, so kommen unsere Leiber in die Erde und da verwesen sie und werden wieder zu Erde. Unsere Seelen, oder wir selber kommen zum lieben Gott, wenn wir nur fromm gelebt haben. Und den bösen Menschen wird der liebe Gott gewiß nicht erlauben, daß sie noch mehr böses thun, wenn sie todt sind. Wo sollen denn also die Gespenster herkommen? Und überhaupt merke dir das, mein Sohn, — wen der liebe Gott bewahrt, der ist wohl bewahrt, und der darf sich vor Niemand fürchten.

So redete und erzählte Georg oft; aber der junge Hartig, blieb immer, wie er gewesen war. Ein Einzigesmal brachte ihn Georg so weit, daß er mit ihm, an einem schönen Abend in den Garten gieng. Der Mond schien so hell, daß es fast wie am Tage war. Zum Unglück hatte eine Magd ein Stück Wäsche im Garten aufgehangen, das von fern aussahe, wie ein Mann, der die Hände ausbreitet. Als das Hartig erblickte, fing er an am ganzen Leibe zu zittern. Georg sagte ihm was es wäre, aber es half nichts, er mußte wieder mit ihm zurückgehen und nun wollte er niemals wieder Abends aus der Stube.

Zeitlebens wär er gewiß so geblieben und würde als erwachsener Mensch unbrauchbar und allen andern verständigen Menschen zum Gespött geworden seyn; wenn ihn nicht ein merkwürdiger Vorfall zu dem Entschluß gebracht hätte, sich diesen Fehler ernstlich abzugewöhnen.

Hartigs Eltern hatten einen Garten, der ungefähr eine Viertelstunde von der Stadt entfernt war, in der sie wohnten. Im Sommer hielten sie sich gewöhnlich in diesem Garten auf und weil ein schönes, bequemes Haus dabey war; so schliefen sie auch daselbst. Ihr Sohn und Georg waren dann auch bey ihnen; die Bedienten wurden jeden Abend in die Stadt zurückgeschickt. Nur ein alter Mann, der den Garten bestellte und eine Magd waren noch mit ihnen des Nachts auf dem Garten.

Eines Abends, da die Bedienten schon fort waren und die Magd ebenfalls verschickt worden war, wurde Hartigs Vater plötzlich krank. Er ward blaß, schloß die Augen, ein kalter Schweiß trat ihm vor die Stirn. Seine Frau wollte ihn fragen, was ihm so schnell wiederfahre, da sank er vom Stuhle herab, auf dem er saß und wäre auf die Erde gefallen,

hätte sie ihn nicht in ihren Armen aufgehalten. Sie rufte nach Hülfe, Georg und ihr Sohn sprungen herbey, sonst war kein Mensch im Hause — der alte Gärtner, wie man hernach erfuhr, schlief schon. Gott stehe uns bey! rief Hartigs Mutter, Kinder euern Vater rührt der Schlag! Was fangen wir an?

Sogleich erbot sich George nach der Stadt zu laufen und den Arzt zu rufen.

Aber weißt du ihn denn wohnen? fragte sie. Doch du weißt ihn ja lieber Sohn, gehe mit Georgen, sagte sie ihm: — geht, lauft Kinder, ehe euer Vater stirbt.

Der junge Hartig griff in dieser Angst schnell nach seinem Hut. Georg faßte ihn bey der Hand, aber kaum traten sie vor die Thüre, so erhub Hartig das kläglichste Geschrey. Nein! o nein ich kann nicht mit, es ist ja so finster, und wir müssen dort beym Kirchhofe vorbey. Ehe Georg ihm antworten konnte, war er schon wieder zurück in die Stube, bey der Mutter. Georg lief ihm nach, bat, flehte, fiel ihm bald vor die Füße. Seine Mutter that dasselbe.

Also willst du deinen Vater sterben sehen? sagte sie ihm weinend, mußt du dir es nicht, so lange du lebst, zum Vorwurfe machen, wenn dein Vater ohne Hülfe stirbt? —

Seyn Sie ruhig, sprach endlich Georg; ich gehe allein, und das ist auch besser, so bleibt doch jemand bey Ihnen! Ich weiß zwar nicht Ihren Herrn Doctor, aber ich weiß den Doctor wohnen, den mein seeliger Vater brauchte und das soll ein sehr geschickter Mann seyn. — Oder soll ich lieber ihren Arzt rufen, so wird mir ja jemand sein Haus zeigen können. —

Nein, guter Georg, rufe nur den, den du wohnen weißt, sagte die Mutter, und Georg hatte das kaum ausgehört, so flog er zur Thüre hinaus, und kaum eine halbe Stunde darauf, kam er mit einem Arzt, der einen Wundarzt mitbrachte, wieder zurück.

Der Arzt fand den Kranken äusserst gefährlich und versicherte: wenn er noch gerettet würde, so müßte man es der schnellen Hülfe zuschreiben, die ihm vielleicht just noch zu rechter Zeit geleistet werden könne. Der Wundarzt mußte gleich eine Ader öfnen und dieser sowohl, als der Arzt blieben die Nacht bey dem Kranken. Georg konnte durch nichts ab-

gehalten werden, auch mit ihnen zu wachen. Es war eine schreckliche Nacht, für alle im Hause; denn nach und nach hatten sich fast alle Bedienten eingefunden, weil Georg in Hartigs Hause in der Stadt, die traurige Nachricht bekannt gemacht hatte. Gegen Morgen erst kam der Kranke wieder zu einigem Bewustseyn! Wie freute sich alles, da der Arzt nun die beste Hofnung machte. Stündlich wurde es besser mit Vater Hartig und in Zeit von vier Wochen konnte er schon wieder in den Garten spazieren gehen.

Wie viel hätte jetzt der junge Hartig darum gegeben, wenn er nun einen kleinen Theil von dem Lobe erhalten hätte, das alle dem wackern Georg ertheilen. — Du hast mir das Leben gerettet, sagte ihm der Vater, und schloß ihn in seine Arme. — Du hast mir einen geliebten Gatten und meinem Sohne einen guten Vater erhalten, sagte ihm die Mutter, und küßte ihn mit mütterlicher Liebe. — Ihnen danken wir es, daß unser Wohlthäter, unser Vater lebt, riefen ihm alle entgegen, die in Hartigs Diensten waren, und drückten ihm freundlich die Hand.

Innigst freute Georgen das allgemeine Lob, aber nichts freute ihn mehr, als daß er, durch eine so kleine Bemühung, seinem zweiten Vater, einen so wichtigen Dienst hatte leisten können. Er wurde auch reichlich von Vater Hartig belohnt, der ihn nun ganz wie seinen eignen Sohn ansahe und ihn alles lehren ließ, was er nur immer zu lernen wünschte.

Der junge Hartig wurde durch diesen Vorfall so erschüttert, daß er von der Zeit an, alle Furchtsamkeit abzulegen suchte: denn er sahe nun ein: daß unverständige Furchtsamkeit dem, der sie an sich hat, nicht nur viel schaden könne, sondern daß sie ihn auch verhindere, vieles Gute zu thun.

Der offenherzige Knabe.

Willhelm zerbrach einst, da seine Eltern nicht zu Hause waren, ein sehr schönes Glas. Geld hatte er nicht, sonst hätte er gleich ein anderes gekauft; was sollte er nun anfangen. Traurig stand er vor den Scherben und dachte nach, was er denn wohl thun könne, um die Sache wieder gut zu machen.

Soll ich es verschweigen? sagte er bey sich selbst. Nein, da könnte ja die Schuld auf irgend einen andern kommen, und ich hätte doch immer ein böses Gewissen. Lieber will ich es meinen Eltern gleich gestehen, sobald sie nach Hause kommen. Ich werde freylich bestraft werden, aber ich habe es auch verdient und Vater und Mutter wird doch auch wieder gut werden, wenn ich sie bitte; ich habe es ja nicht gern gethan.

Die Eltern kamen gegen Abend nach Hause. Da sie sich bequemer angekleidet hatten, gieng Willhelm schmeichelnd an seine Mutter heran und sagte: Liebes Mutterchen, Sie werden doch nicht böse werden, wenn ich Ihnen einen Fehler gestehe, den ich heute begangen habe?

Nein, lieber Willhelm, sagte die Mutter, worin besteht denn dein Fehler?

Willhelm. Ich wollte trinken und nahm das schöne Henkelglas, um mir etwas Wasser zu holen. Vor der Thüre stolperte ich und stieß das Glas entzwey. Werden Sie ja nicht böse und strafen Sie mich nicht zu sehr.

Mutter. Wie könnte ich dich strafen, lieber Sohn, da du es mir selbst so offenherzig gestehst,

und da es dir so leid thut? Hättest du nur ein schlechteres Glas genommen, so wäre doch der Schade nicht so groß. Aber nimm dich nur in Zukunft in Acht und bleibe immer so offenherzig.

Willhelm sagte: das will ich gewiß thun und küßte seiner Mutter, vor Freude wohl zehnmal die Hand. Bey sich selbst aber dachte er nachher: Ist es nun nicht besser, daß ich es gestanden habe? Würde ich wohl jetzt so froh seyn, wenn ich es verschwiegen hätte?

* * *

Wohl euch, lieben Kinder, wenn ihr so denkt wie der gute Willhelm und wenn ihr einen ähnlichen Fehler begehet, wohl Euch! wenn ihr ihn auch so offenherzig gesteht wie er. Es ist so schön wenn Kinder offenherzig sind und ist so sehr übel wenn sie verstockt sind und ihre Fehler verheimlichen. Laßt euch eine Geschichte erzählen, woraus ihr lernen könnet, wie schlimm es oft ist, wenn man einen begangenen Fehler verschweigt, wie unglücklich man sich selbst macht, und wie viel Schaden man andern unschuldigen Leuten dadurch zuziehen kann.

Ein kleiner Fehler der verheimlichet wird, hat oft sehr große üble Folgen.

Adolphs Eltern waren einmal verreißt. Er war allein zu Hause, nur ein einziger Bedienter seines Vaters war noch bey ihm. Johann, so hieß der Bediente, hatte aber vielerley in den Zimmern seines Herrn zu thun und gegen Abend war er auch sogar einen Gang weggegangen. Adolph wollte ihm etwas sagen, rufte, und da Johann nicht hörte, gieng er nach dem Wohnzimmer seines Vaters zu, weil er glaubte ihn dort zu finden. Die Thüre war nicht abgeschlossen, er gieng hinein, fand aber Niemand in dem Zimmer.

Sein Vater hatte hier auf einem Brete, das an einem Fenster etwas hoch angemacht war, Blumen in Gläsern stehen. Adolph wünschte sie nahe zu besehen, kletterte an dem Fenster in die Höhe, wollte sich an dem Brete, worauf die Blumen stunden, anhalten, riß zu stark daran, das Bret gieng ab, die Gläser stürzten über Adolphs Kopf herunter und zerbrachen alle.

Adolph

Adolph schrie vor Schrecken laut, er wußte vor Angst nicht was er anfangen sollte, zum Glück war er selbst nicht beschädigt worden.

Er lief zur Thüre hinaus, wieder herein, sahe die Glasscherben und die zerknickten Blumen starr an, aber noch immer wußte er nicht, was er thun sollte. Wenn nur Johann da wäre! vielleicht wüßte der Rath? sagte er bey sich selbst. Wo er nur seyn mag? — Nun rufte er wieder, es hörte aber Niemand. Er ging in Gedanken auf seine Stube: Papa darf es nicht erfahren, sagte er bey sich, ich wüßte nicht was der sagen würde! Er hat sich so sehr gefreut, wie sie so schön anfiengen zu blühen! — Jetzt sah er zum Fenster hinaus, da kam Johann. Adolph winkte ihm, Johann winkte wieder und wieß mit der Hand hinter sich. Da erblickte Adolph die Kutsche seiner Eltern.

Da kommen Sie, dachte er jetzt, alles liegt noch mitten im Zimmer. Gott! wie wird dir's gehen! — Aber es hat es ja Niemand gesehen, daß du sie herunter gerissen hast? — Er beschloß in diesem Augenblick — lieber alles zu leugnen, wenn man ihn darum fragen würde, als eine kleine Strafe zu leiden, die er

doch

doch wegen seiner Unvorsichtigkeit verdient hatte. Gewiß würde ihn sein Vater nicht sehr bestraft haben, wenn er nur seinen Fehler selbst gestanden hätte!

Freylich fieng ihm an das Herz gewaltig zu pochen, als er seinen Vater auf sein Zimmer zugehn sahe und nach einem Weilchen sehr stark mit Johann reden hörte. Er war bey seiner Mutter, die Angst trieb ihn auf seine Stube und hier blieb er mit seinem bösen Gewissen allein, bis er etwa eine Stunde darauf zum Abendessen gerufen wurde. Denkt euch, Kinder, wie ihm da zu Muthe gewesen seyn müsse, als er hier hörte, daß Johann von seinem Vater den Abschied bekommen habe? Beynahe wäre er sein eigner Ankläger geworden, als er diese Nachricht hörte. Daran bist du Schuld! rief es in ihm. Er hätte vergehen mögen vor Kummer. Doch wollte er gewiß seyn, ob es wirklich wegen der Blumengläser geschehen sey. Er fragte also, warum Johann fortgeschickt worden sey?

Weil ich einen hartnäckigen Lügner nicht in meinen Diensten haben will! antwortete sein Vater, mit einem ernsthaften Tone, der Adolphen durch und durch erschütterte. Sein Gewissen

wissen sagte ihm: du mußt es gestehen, daß du es gewesen bist! Johann ist ja unschuldig, du machst ihn unglücklich! Du bist der hartnäckige Lügner! — Aber wenn er wieder bedachte! dein Vater ist so strenge gegen diesen guten Menschen verfahren, den er doch sonst so gut leiden konnte; wie würde dir's nun gehen, da du Schuld bist, daß er ihm schon so viel Unrecht gethan hat. Da schwieg er lieber, aber kein Bissen schmeckte ihm. Er gieng zu Bette, aber er quälte sich lange, ehe er einschlafen konnte; immer kam es ihm vor als stünde der unschuldige Johann vor ihm und klage ihn an. — Beten konnte er gar nicht!

Auf diese Art peinigte er sich selbst beynahe vierzehn Tage lang. Und sagt es selbst, lieben Kinder, mußte diese Qual, die ihm sein böses Gewissen machte, nicht viel schmerzlicher für ihn seyn, als wenn er eine noch so harte Strafe von seinen Eltern bekommen hätte? — Doch er sollte noch härter bestraft werden!

Es waren just vierzehn Tage nach diesem Vorfalle verflossen, als Adolps Vater einen seiner alten Freunde zu sich zu Tische bat. Man sprach, während gespeiset wurde von mancherley und kam zufällig auf eine Geschichte, die sich

in den Tagen, mit einem Bedienten zugetragen hatte. Da vermißte der Fremde den Bedienten Johann.

Ist Ihr Johann krank? fragte er Adolphs Vater.

Er ist gar nicht mehr bey mir, antwortete dieser.

Fremder. Mein Gott! ja, es ist ja wahr; ich erinnere mich's, meine Kinder haben mir etwas davon gesagt. Er hat sehr schnell von Ihnen gemußt? Sie waren ja sonst so gut mit ihm zufrieden!

Vater. Ich habe in der That nicht über ihn klagen können. Hätte er mir nicht den schlechten Streich gespielt, so wäre er vielleicht nie von mir weggekommen.

Fremder. Johann einen schlechten Streich? das hätte ich dem Menschen nicht zugetraut.

Vater. Sie wissen also noch nicht warum — es ist wahr, Sie sind beynahe so lange verreist gewesen, als es geschehen ist! — Sie wissen, daß ich Liebhaber von Blumen bin. Vor einiger Zeit schickte mir ein Freund acht Stück unvergleichlich schöne Hyacinthen Zwiebeln. Ich konnte die Zeit nicht erwarten, sie blühen zu sehen,

sehen, setzte sie sogleich in Gläser und hatte die Freude, daß alle vortrefliche Blumen trieben. Vor ungefehr vierzehn Tagen reise ich mit meiner Frau zu meinem Bruder und meinen Sohn lasse ich mit Johann zu Hause. Als wir Abends zurückkommnen und ich in meine Stube trete — liegen meine schönen Blumen zerknickt und die Gläser alle zerbrochen auf der Erde. Kein Mensch hatte ausser Johann in meine Stube kommen können, ich hatte ihm den Schlüssel zurückgelassen. Kein Hund, keine Katze kann dazu, das Bret war fest an ein Fenster angemacht; sagen Sie selbst lieber Freund, wer konnte die Blumen anders heruntergerissen haben als Johann?

Fremder. Und die Blumen und die zerbrochenen Gläser lagen noch da, als Sie zu Hause kamen?

Vater. Lagen noch so da, wie sie mochten gefallen seyn. Ich beschuldigte ihn also ins Gesicht, daß er sie heruntergerissen habe; er aber leugnete mir alles auf die unverschämteste Weise und stellte sich so fremd als ob er durchaus nichts davon wisse. Ich war theils über den Verlust meiner schönen Blumen, theils über die alberne Art mit der er mich hintergehen

wollte,

wollte, da er alles so durcheinander hatte liegen lassen und nun über seine freche Lügen zu sehr aufgebracht — ich schickte ihn fort und gab ihm Bedenkzeit. Er kam bald selbst wieder und blieb dabey: er wisse von nichts, sie müßten von selbst heruntergefallen seyn oder der Wind müßte die Fenster aufgestoßen haben, und doch war an dem Tage kein Wind und gerade die obersten Fenster waren noch fest zugewirbelt, an welchen das Bret angemacht gewesen war. — Was sollte mir ein Mensch der mich so offenbar hintergehen wollte?

Fremder. Sind es nicht Morgen just vierzehn Tage, als das geschahe?

Vater. Ja, richtig! Morgen werden es just vierzehn Tage.

Der Fremde, den ich freylich besser den Freund von Adolphs Vater hätte benennen können, denn er war das und zugleich sein Arzt, der Freund also oder der Doctor bat jetzt Adolphs Vater, in französischer Sprache, um nicht von allen verstanden zu werden: er möchte doch die Bedienten, die bey Tische aufwarteten, wegschicken, damit sie desto freyer sprechen könnten. — Als die Bedienten hinausgegangen waren, fragte der Doctor: Haben

Sie

Sie weiter keine Beweise wider Ihren Johann? (Er sahe dabey Adolphen, der die ganze Zeit über, da von dieser Sache geredet wurde, wie auf Kohlen gesessen hatte, mit bedeutenden Blicken an. Doch bemerkte das, außer Adolphen, Niemand.)

Vater. Aber, lieber Freund — in der That Ihre Frage befremdet mich; wozu noch mehr Beweise? die Sache ist ja zu klar. —

Doctor. Und doch, lieber Freund, so unwahrscheinlich es Ihnen auch vorkommen mag! doch halte ich Johann für unschuldig! (Er bemerkte Adolphs schreckliche Verlegenheit — sein Vater antwortete nicht sogleich, er setzte also noch mit einigem Nachdruck hinzu) warlich, lieber Freund! Sie haben sich geirrt!

Vater. Wahrhaftig, lieber Doctor, Sie sind zu sehr mein Freund, als daß ich es nicht von Ihnen ertragen könnte, wenn Sie mich auch mit Unrecht eines so grausamen Irrthums beschuldigen sollten. Unter solchen Umständen Johann unschuldig?

Doctor. Lassen Sie uns ruhig bleiben.— (Adolph konnte es nicht länger aushalten, er sagte seiner Mutter, es sey ihm nicht recht

wohl, und bat sie ihm zu erlauben, daß er vom Tische aufstehen könne. Er stund auf, indem der Doctor obige letzte Worte sagte, und gieng zur Thüre hinaus.) Wir kennen uns so viele Jahre, ich Sie als den rechtschaffensten, menschenfreundlichsten Mann, dem ich also am allerwenigsten das zutraue, daß er irgend einem Menschen, geschweige einem Unschuldigen Unrecht thun könne. Sie kennen mich wenigstens soweit, daß ich nicht unvorsichtig, nicht ohne hinlängliche Gründe etwas zu behaupten pflege. —

Vater. Ich bin begierig Ihre Gründe für Johanns Unschuld zu hören.

Doctor. Und ich, jetzt wenigstens noch nicht, ich bin nicht im Stande Ihnen meine Gründe zu sagen. Ich fodere freylich viel von Ihnen; aber es ist nicht anders, ich muß Sie bitten, mir bey einer Ihnen so sehr unwahrscheinlichen Sache auf mein bloßes Wort zu glauben.

Vater. Auch nicht einen einzigen? Wahrhaftig in jeder andern Sache würde mir es leichter werden mich auf Ihr Urtheil zu verlassen — Freund, wie soll ich mich —

Doctor. Und wenn ich Ihnen auf mein Wort, ich weiß, daß Sie sonst etwas auf eine solche Zusicherung von mir trauten, und wenn ich Ihnen auf mein Wort zusichere, daß ich meiner Sache so gewiß bin, als ich gewiß bin, daß es jetzt Tag ist? —

Adolphs Vater bat seinen Freund so sehr er konnte, ihm nur einige Aufklärung zu geben; er versprach ihm, daß er demjenigen gänzlich vergeben wolle, wer es auch immer gewesen seyn möge, daß er Johann sogleich wieder in seine Dienste nehmen wolle. — Das werden Sie gewiß thun, sagte sein Freund, sobald Sie mich noch für einen ehrlichen Mann halten, sobald Sie meiner Versicherung von seiner Unschuld glauben. Ich verlange aber nicht, daß Sie sich übereilen. Ueberlegen Sie es bey sich — mehr kann ich Ihnen aber jetzt nicht sagen.

Adolphs Eltern sahen sich voll Verwunderung einander an, da trat ein Bedienter herein und meldete, daß jemand den Herrn Doctor zu sprechen wünsche. — Man stund von Tische auf, der Doctor gieng hinaus.

Unterdessen hatte Adolph, der auf seine Stube gegangen war, fast Todesangst ausge-

 standen.

standen. Gewiß, sagte er bey sich, der Doctor weiß alles; er wird es meinem Vater sagen: was wird aus mir werden? — Er konnte keinen vernünftigen Gedanken denken. Wenn sich etwas vor seiner Thüre bewegte, so dachte er: jetzt wird man dich rufen lassen; und fieng an am ganzen Leibe zu zittern. Aengstlich lief er hin und her, seufzete, weinte und rang die Hände. — Jetzt hörte er jemand nach seiner Stube zukommen, er horchte schüchtern; die Thüre geht auf, er stand starr und todtenblaß mitten in der Stube. So fand ihn der Doctor, der zuvor mit der Person, die ihn von Tische hatte rufen lassen, gesprochen hatte und nun zu ihm herauf gekommen war.

Was ist Ihnen, junger Mensch, redete er Adolphen an, Sie sind blaß? Sie zittern? Sie haben geweint? was fehlt Ihnen? — Warum reden Sie nicht?

Adolph — doch es ist unmöglich zu beschreiben, was alles in diesem Augenblicke in ihm vorgieng. Der Doctor sahe ihn erst sehr ernsthaft, dann mitleidig an, ergriff seine Hand: Adolph, sagte er hierauf, ich habe Sie bisher für einen sehr guten jungen Menschen gehalten; ich freute mich allemal, wenn ich Sie sahe; ich

hofte

hofte, Ihre rechtschaffne Eltern würden einmal an Ihnen Freude erleben; Adolph! Adolph! Sie sind ein böser Mensch geworden!

Adolph. (der fast außer sich war) Um Gottes Willen! liebster, bester Herr Doctor, nein! nennen Sie mich nicht so! Ich habe einen sehr großen Fehler begangen, ich verdiene recht sehr hart bestraft zu werden; aber nein, o nein! ein so böser Mensch bin ich nicht, als Sie glauben. Ach! wenn sie wüßten, wie viel ich schon ausgestanden habe. —

Doctor. Und haben es doch immer noch Ihren Eltern verschwiegen?

Adolph. Ich furchte mich so sehr, ach! wenn ich das bedacht hätte!

Doctor. Dachten Sie denn aber nicht, daß es dennoch einmal heraus kommen könne?

Adolph. Ich weiß selbst nicht, was ich gedacht habe; ich war ganz allein, ich glaubte, es hätte mich niemand gesehen.

Doctor. Wenn Sie auch kein Mensch gesehen hätte; dachten Sie denn nicht, daß Gott Sie sehe? Und wußten Sie nicht daß er solche böse Dinge nicht unbestraft lassen kann? Ihr eignes Gewissen hat Sie jetzt schon hart genug bestraft:

und nun denken Sie einmal, wenn Ihr Vater das erführe?

Adolph weinte bitterlich, er drückte und küßte einmal über das andere dem braven Manne die Hände. — Sehen Sie, fuhr dieser fort, blos aus Liebe zu Ihrem Vater habe ich ihm noch nicht gesagt, daß Sie die Gläser heruntergerissen haben; wie würde er sich kränken, wenn er erführe, daß sein Sohn, den er so sehr liebt, dem er so viel Gutes erzeigt, daß sein Adolph, den er für so gut hält, ein so böser Mensch seyn könne! — Ach! rief Adolph schluchzend, ich verdiene seine Liebe nicht; und o! Sie sind so gütig — die Thränen verhinderten ihn weiter zu reden.

Ja wohl, sprach der Doctor, verdienen Sie nicht, daß ihre Eltern und daß irgend ein guter Mensch Sie liebe. Einen armen, unschuldigen Bedienten so unglücklich zu machen! — Doch! Sie können es wieder so weit bringen, daß man das, was Sie thaten, vergißt und Ihnen vergiebt, wenn Sie von nun an ernstlich anfangen, immer so gut seyn, wie es dem Sohne so rechtschaffener Eltern zukommt. Nur unter dieser einzigen Bedingung verspreche ich

Ihnen,

Ihnen, Niemand, selbst ihren Eltern nichts von Ihrer schlechten Handlung zu sagen.

Adolph versprach es mit solcher Herzlichkeit und bezeugte so viel Reue über seinen freylich großen Fehler, daß der Doctor selbst davon gerührt wurde und sich nun freute, daß er noch Niemand etwas gesagt hatte. Wie werden Sie aber in Zukunft sich gegen Johann betragen, fragte er jetzt, wenn ihn Ihr Vater wieder annimmt?

Adolph. O ich will ihn so lieb haben, ich will ihm so vieles zu Gefallen thun, was ich nur weiß und kann, — er soll gewiß bald alles vergessen, was er um meinetwillen ausgestanden hat. Aber ich glaube nur nicht, daß ihn mein Vater wieder annehmen wird, denn er ist so böse auf ihn.

Doctor. Ich hoffe er wird es doch thun, wenn ich ihn von seiner Unschuld versichere. Dann aber wünsche ich, daß Sie Wort halten, denn Sie sind ihm viel schuldig. Aber warum standen sie so schnell vom Tische auf?

Adolph. Ich konnte es nicht länger aushalten; ich glaubte jeden Augenblick, Sie würden es meinem Vater sagen.

 Doctor.

Doctor. Sie sagten also Ihrer Mutter eine Unwahrheit?

Adolph. O nein! Ich sagte ihr, mir wäre nicht recht wohl, und das war wohl die Wahrheit. Es hat mir auch schon so lange kein Bissen mehr geschmeckt, als Johann aus dem Dienste ist. Schlafen kann ich fast gar nicht.

Doctor. Sehen Sie wie unglücklich Sie sich selbst gemacht haben! Ihr Körper hat freylich auch leiden müssen, da ihre Seele so unruhig war. Nun, Gott gebe nur, daß sie Wort halten: so will ich mich freuen, wenn ich Ihren Eltern einmal einen ganz guten Sohn in Ihnen zeigen kann. Sie müssen aber auch heute noch etwas einnehmen; ich will, so bald ich zu Hause komme, etwas für Sie herschicken.

Der Doctor gieng nun wieder in das Zimmer zurück, wo Adolphs Eltern waren. Adolph selbst warf sich, so bald der Doctor ihn allein gelassen hatte, vor Freuden fast außer sich auf seine Kniee und dankte Gott dafür, daß er nun von seiner großen Angst befreyt war, und bat ihn, daß er ihm seinen begangenen Fehler vergeben möchte; unter heißen Thränen versprach er, daß er, von dem Tage an, immer so leben wolle, daß der liebe Gott ihn lieb haben könne. — Es

war

war ihm so leicht um's Herz, als er wieder aufstand, er fühlte sich so froh und heiter, als er, so lange er lebte, nicht gewesen war. Nichts beunruhigte ihn mehr; nur wünschte er, daß sich sein Vater erbitten lassen möchte, Johann wieder in seine Dienste zu nehmen.

Der Doctor fand Adolphs Eltern noch beysammen. Sie hatten unterdessen die Sache hin und her überlegt; es schien Ihnen unbegreiflich, wie Johann unschuldig seyn, und noch mehr, wie der Doctor so gewiß davon überzeugt seyn könne. Lange waren sie unschlüssig, endlich sagte der Vater: Es ist freylich sehr, sehr unwahrscheinlich, aber doch ist es nicht unmöglich! Wenn sich nur der Doctor deutlicher erklären wollte! Er muß ganz gewiß wissen, wie es damit zugegangen ist; sonst, ich kenne ihn, sonst würde er nicht so geradezu einen Menschen vertheidigen, den er nur so wenig kennt; am wenigsten würde er mir zumuthen, ihn sogar wieder in meine Dienste zu nehmen. —

Nun, lieber Freund, fragte der Doctor, als er wieder zu ihnen ins Zimmer trat, zweifeln Sie noch an Johanns Unschuld?

Ueberzeugt bin ich nicht völlig davon, antwortete Adolphs Vater; aber ich will Ihnen

einen Beweiß geben, wie sehr ich Sie schätze, ich will Ihrem Worte glauben! Johann soll Morgen des Tages seinen Dienst wieder bey mir antreten, wenn er anders noch in der Stadt ist.

Der Doctor umarmte seinen Freund; vortreflich! sagte er, das wußte ich vorher, daß Sie nicht anders handeln würden. Dagegen verspreche ich Ihnen auch, daß Sie längstens binnen hier und einem Jahre alles erfahren sollen, was Sie nur über diese Sache zu wissen wünschen. Ich hoffe Sie werden mir dann danken, daß ich Ihre Freundschaft gegen mich so auf die Probe setzte. — Aber es ist noch etwas übrig, auch das muß ich noch von Ihnen fordern. Johann, ich versichere es Ihnen noch einmal, Johann ist unschuldig. Sie haben ihm Unrecht gethan, freylich wider Ihren Willen, aber es ist doch geschehen; der arme Mensch wird unstreitig vieles gelitten haben. —

Vater. Ich verstehe Sie, lieber Freund! Habe ich ihm Unrecht gethan, so ist es billig, daß ich ihm, so viel ich kann, alles ersetze, was er durch mich verlohren hat; er soll überdieß einen Monat Lohn mehr bekommen, als er verdient hätte, wenn er bey mir geblieben wäre. Aber was soll, was kann ich ihm sagen?

Doctor.

Doctor. Es wird Ihnen freylich einige Ueberwindung kosten, doch von Ihnen kann ich auch das erwarten. Sagen Sie ihm also, daß Sie sich wirklich übereilt hätten, daß Sie freylich noch nicht wüßten, wie es mit den Gläsern zugegangen sey, daß Sie aber nach ruhiger Ueberlegung gefunden hätten, Johann könnte doch wohl unschuldig seyn. So, fuhr er fort, reden Sie die Wahrheit und Ihr Bedienter wird zufrieden seyn und Ihnen in Zukunft desto treuer dienen.

Der Vater nahm diesen Vorschlag an, und Johann war am folgenden Tage schon wieder in seinen alten Verrichtungen im Hause. Der arme Mensch hatte in der kurzen Zeit schon sehr vieles ausstehen müssen. Er hatte vielen Personen seine Dienste angeboten; aber Niemand hatte ihn haben wollen, weil alle sich daran stießen, daß er von seinem vorigen Herrn, der als ein rechtschaffener Mann überall bekannt war, weggejagt worden war; viele hatten ihn mit Verachtung und mit beleidigenden Benennungen abgewiesen, — wie mußte ihn das kränken! Ueberdieß war das wenige Geld, was er hatte, da er seinen Dienst verlassen mußte, fast aufgezehrt; er wußte nicht, wovon er künftig

leben

leben sollte und war schon sehr unruhig deswegen. — Da wurde er wieder zu seinem alten Herrn gerufen!

Er erwachte wie aus einem Traume, als dieser ihm sagte: daß er ihn für unschuldig halte und daß er seinen Dienst wieder antreten könne. Mit Thränen in den Augen dankte er seinem Herrn und von der Zeit an verdoppelte er seinen Eifer ihm recht gut zu dienen. Auch Adolph hielt Wort. Wo er nur wußte und konnte, war er gegen Johann gefällig, theilte häufig mit ihm kleine Geschenke, die er etwa erhielt, und erleichterte ihm manchen beschwerlichen Dienst. Johann trug ihn dafür fast auf den Händen; er hätte sein Leben für ihn gelassen. Ueberhaupt änderte Adolph sich in seiner Aufführung und in seinem ganzen Betragen so sehr, daß es nicht nur seine Eltern mit großem Vergnügen bemerkten, sondern auch alle Menschen, die seiner Eltern Haus besuchten, den artigen und gesitteten Adolph nicht genug loben konnten.

Ihr könnt es leicht glauben, daß der brave Doctor sich von ganzer Seele freute, als er Adolphs lobenswürdige Besserung bemerkte. Er wagte es daher auch, noch ehe das Jahr

um zwar, seinem Freunde die ganze Sache zu entdecken. Ob Adolph von seinem Vater bestraft wurde, fragt ihr vielleicht? — Nein, lieben Kinder, wer einen begangenen Fehler so wieder gut macht, wie Adolph, der verdient wohl Verzeihung, und diese erhielt er auch sehr gern von seinem Vater; so wie dieser seinem vortreflichen Freunde, dem wackern Doctor, den wärmsten Dank sagte, daß er die ganze Sache so eingeleitet hatte, daß allen, die daran Theil hatten, der größte Nutzen daraus erwachsen war.

Aber ihr möchtet wohl gern noch wissen, woher der Doctor wußte, daß Adolph die Blumengläser zerbrochen habe? — So wisset denn; der Doctor hatte neben dem Hause, worin Adolphs Eltern wohnten, einen Garten. Er gieng gerade zu der Zeit darin spazieren, und sah zufälliger Weise nach seines Freundes Fenstern, als Adolph das Bret herunterriß; er hörte ihn schreyen und sogar Johann rufen. Die ganze Sache war ihm schon wieder entfallen, zumal da er gleich den Tag nach diesem Vorfalle eine Reise auf's Land hatte thun müssen, als er eben so zufällig, am Tische seines Freundes, wie ihr in dieser Geschichte gelesen habt, wieder daran erinnert wurde. — Wäre der

Doctor

Doctor nicht ein so verständiger, vorsichtiger Mann gewesen, Adolph würde unstreitig noch weit mehr üble Folgen seines Fehlers erfahren haben. So erfuhr auch selbst der Bediente Johann nie etwas davon; und seinen Eltern wurde die Sache nur dann erst bekannt, als Adolph sich ihrer Liebe durch die sichtbarste Besserung schon wieder würdig gemacht hatte.

Ungehorsam bestraft sich selbst,

oder

die verlohrne Tochter.

Vielen von Euch, liebe Kinder, ist gewiß die schöne rührende Geschichte bekannt, die einst Jesus von einem jungen Menschen erzählte, und die man die Geschichte von dem verlohrnen Sohne nennt. Eure Eltern oder eure Lehrer haben sie Euch vielleicht erzählt, oder Ihr habt sie etwa in der Bibel oder in der Geschichte des Lebens Jesu gelesen. Sollte sie Euch noch nicht bekannt seyn, so bitte ich Euch, laßt sie Euch vorher erzählen, und dann

leset die Geschichte hier, von einer verlohrnen Tochter.

Jener verlohrne Sohn und diese verlohrne Tochter wollten beyde ihren Eltern nicht mehr gehorchen; sie wurden beyde unglücklich. Nur ihre guten Eltern halfen ihnen wieder, da sie sahen, daß ihre armen verirrten und gleichsam verlohrnen Kinder ihre Fehler herzlich bereueten. — O! liebe Kinder, wenn Ihr ja einmal das Unglück haben solltet, Eure Eltern durch Ungehorsam zu betrüben; thut es wenigstens alsdenn jenen beyden Verlohrnen nach — gestehet Euren Eltern aufrichtig, was Ihr begangen habt; bittet sie, daß sie Euch wieder vergeben; und werdet dann desto besser!

* * *

Wollen Sie mir denn nicht erlauben, fragte eines Tages Malchen ihre Mutter, daß ich heute Abends Lottchen besuchen darf?

Das kann ich dir nicht erlauben, antwortete die Mutter.

Malchen. Warum aber nicht? liebes Mutterchen?

Mutter. Erwartest du auf diese Frage eine Antwort? Gute und verständige Kinder gehorchen

chen ihren Eltern, ohne erst zu fragen, warum? Damit du aber siehst, daß ich es allemal gut mit dir meine, wenn ich dir etwas befehle oder verbiete, so will ich dir sagen, warum ich dir nicht mehr erlauben kann, Lottchen zu besuchen — weil ich fürchte, du möchtest ein böses ungerathenes Kind werden, wenn du oft mit ihr umgiengst.

Malchen. Aber liebes Mutterchen —

Mutter. Ich habe dir nun gesagt, was du thun sollst; also kein Wort weiter!

Da wendete sich Malchen weg, um ihre Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen traten. Ihre Mutter gieng in diesem Augenblick aus, um eine Freundin zu besuchen; da setzte sie sich in einen Winkel und weinte lange. Barbe, ihre Magd, die eben in die Stube kam, fand sie noch weinend. — Ne! sagte diese, und schlug die Hände zusammen: Ne! Mamsell Malchen! ich glaube gar Sie weinen? Je wer hat Ihnen denn was zu Leide gethan? Was fehlt Ihnen denn, darf ich's nicht wissen?

Malchen. Ach! laß mich nur zufrieden, du kannst mir doch nicht helfen!

Barbe. Je nun, wer weiß? Mamsell Fiekchen, wie ich noch bey ihren Eltern diente, sagte mir's

mir's allemal, wenn ihr etwas fehlte.' Liebes Barbchen, sagte sie, denke einmal wie mir's geht! kannst du mir keinen guten Rath geben? — und da müßte es nicht gut gewesen seyn, wenn ich ihr nicht zu rathen gewußt hätte!

Malchen. Laß mich nur seyn, ich habe dir's schon gesagt, du kannst mir doch nicht helfen.

Barbe. Nun so will ich Ihre Frau Mutter rufen, vielleicht kann die Ihnen helfen. Sagen Sie mir's —

Malchen. Ach! warum nicht gar! Ja meine Mutter —

Barbe. Nun? Die hat Sie doch wohl nicht zum Weinen gebracht?

Malchen. Wer denn sonst?

Barbe. Das hätte ich denken sollen! Sie ist freylich manchmal wohl ein Bischen zu scharf! Es hat mir manchmal wehe gethan, wenn ich gehört habe, daß Sie oft um Kleinigkeiten willen so scharfe Verweise bekommen. Sie sollte doch auch wirklich bedenken, daß Sie kein Bauermädchen sind. Eine so schöne Mamsell — es ist doch Schade!

Malchen fieng immer heftiger an zu weinen. Ach! rief sie, mein Kopf möchte mir zerspringen, so thut er mir wehe!

Barbe. Das will ich glauben. Was Sie schon für rothe Augen haben! Wenn ich doch nur wüßte was ich mit Ihnen anfangen sollte! Wenn Mamsell Fiekchen das begegnet wäre, di e hätte mir längst gesagt, was ihr fehlte

Malchen. Ich darf es aber nicht sagen:

Barbe. Nun so verlange ich es auch nicht zu wissen. Es wird doch weiter nichts seyn, als daß Sie etwa zu Hause bleiben sollen, wenn Ihre Frau Mutter zur Tante reiset.

Malchen. Nein, das ist es nicht; ich soll ja mitfahren!

Barbe. Nun, da werden Sie ja wieder lustig werden. Wenn ich Sie aber nur jetzt nicht mehr weinen sehen sollte! Soll ich etwa Mamsell Lottchen rufen? da hätten Sie doch jemand, der Ihnen die Zeit vertriebe.

Malchen. Ja da würdest du bey meiner Mutter ankommen!

Barbe. Je warum denn? Sie wird Ihnen doch das nicht verbieten?

Malchen. Sie hat mir aber verboten, ich soll gar nicht mehr mit Lottchen umgehen.

Barbe. Nicht mehr mit Lottchen umgehen? Ich weiß gar nicht was Ihre Frau Mutter

denkt,

denkt, so ein hübsches lustiges Mamsellchen! Aber die Mütter sind alle so. Mamsell Fiekchen sollte auch durchaus nicht mit dem kleinen Heinrich, ihrem Vetter, umgehen; aber die gute Mama, wir wußten uns schon zu helfen!

Malchen. Und wie denn?

Barbe. Da warteten wir, bis etwa die Mama jemanden besuchte, und da gieng Mamsell Fiekchen allemal zu ihrem kleinen Vetter, oder ich holte ihn zu ihr.

Malchen. Erfuhr es denn ihre Mama nicht?

Barbe. O das hatte gute Wege! dafür ließ sie ihr Barbchen sorgen!

Malchen. Aber wenn ich zu Lottchen ginge, da würde meine Mutter gleich fragen, wo ist Malchen?

Barbe. Und da würde Barbe gleich so einfältig seyn und würde sagen: je sie ist bey Mamsell Lottchen zum Besuch!

Malchen. Was würdest du denn sonst sagen können?

Barbe. Als ob man nicht was anders sagen könnte: sie ist gleich ein wenig in den Garten gegangen, oder so was ähnliches; unterdessen lief ich geschwinde, und holte sie nach Hause.

Malchen. Ja, wenn ich das wüßte, daß es die Mama nicht erführe. —

Barbe. Glauben Sie mir auf mein Wort, Sie soll es nicht erfahren; ich würde ja selber am schlimmsten dabey wegkommen! Versuchen Sie es nur einmal; gehen Sie gleich diesen Abend zu Lottchen und für das Uebrige lassen Sie mich sorgen.

Malchen machte noch allerley Einwendungen, aber die böse Magd suchte sie so zu überreden, daß sie wirklich noch denselben Abend zu Lottchen ging. Ihre Mutter kam etwas spät nach Hause, sie fragte nach ihrer Tochter; Barbe antwortete: die Zeit wäre ihr zu lang geworden, sie hätte sich schon zu Bette gelegt. Ehe die Mutter nachsahe, war sie unterdessen von Barben heimgeholt worden und hatte sich auch wirklich niedergelegt.

So betrog dieses böse Kind auch einigemal ihre Mutter. In der That betrog sich aber das arme Mädchen selbst. Sonst war sie immer vergnügt, sie war gern bey ihrer Mutter und hüpfte ihr froh entgegen, wenn sie etwa von einem Besuche nach Hause kam. Aber ach! jetzt war es ganz anders! Jammer dachte sie: wenn es nur nicht die Mutter erfährt, daß

du

du bey Lottchen gewesen bist! Sie zitterte wenn sie Sie kommen hörte, und sprach sie einmal zufälliger Weise von Lottchen oder ihren Eltern, so glaubte sie schon sie sey verrathen. Sah die Mutter einmal nicht recht heiter aus, so hätte Malchen vor Angst vergehen mögen: wer weiß, dachte sie, ob Sie nicht etwas erfahren hat, daß du sie so hintergehest!

Das war aber noch nicht ihr ganzes Unglück. Nun erzählte ihr die listige Barbe, was Fiekchen für ein gutes Mamsellchen gewesen wäre, wie sie ihr oft Zucker und Kaffee gebracht, wie sie ihr manches gute Bischen und manchmal auch gar die Schlüssel zum Speisegewölbe und zum Keller zugesteckt habe! Malchen wollte da auch gern das Lob haben, daß sie ein gutes Mamsellchen sey — und nahm ihren Eltern bald Zucker und Kaffee und andere Dinge, bald die Speisekammer oder die Kellerschlüssel weg und steckte sie Barben heimlich zu. So half Malchen auch ihre guten Eltern bestehlen!

Manchmal wachte ihr Gewissen auf, da dachte sie: wie wird dir's gehen, wenn deine Mutter deine Betrügereyen erfährt! wie kann der liebe Gott ein so böses untreues Kind lieb haben? Sie sagte auch etlichemal zu der bösen Magd:

Ach! Barbe, ich kann dir nichts mehr geben, der liebe Gott wird mich sonst ganz gewiß strafen. Aber Barbe lachte dazu: Sie können es halten, wie Sie wollen, sagte die boshafte Magd, lassen Sie aber nur Ihre Frau Mutter nach Hause kommen, so will ich Ihr alles selber erzählen; da soll sie schon erfahren, was sie für ein schönes Töchterchen hat. Da weinte denn das gute Mädchen, und mußte Barben noch bitten, daß sie nur nichts sagte, und that gern wieder alles, was sie verlangte.

Sonst mußte die Magd Malchen gehorchen, jetzt mußte Malchen thun, was ihr die Magd befahl. Sie mußte sich von ihr schelten und anfahren lassen und durfte es doch ihrer Mutter nicht klagen. Einst kam die böse Magd zu ihr und redete sie unhöflich an: Mamsell Malchen, daß Sie es wissen, ich muß heute etwas Gebacknes und eine Flasche Wein haben. Schaffen Sie mir die Schlüssel zum Speisegewölbe und zum Keller.

Malchen. Aber, liebe Barbe, der liebe Gott sieht es ja!

Barbe. Ey! was Sie nicht sagen! Er sieht es ja auch, wenn Sie Abends zu Lottchen gehen, ohne daß die Mama etwas davon weiß! —

Genug

Genug nach Tische komme ich zu Ihnen und hole mir die Schlüssel. Schaffen Sie sie.

Malchen war von Ihrer Mutter sehr gut erzogen worden; sie war immer ein gutes, gehorsames Kind gewesen, die auch dann, wenn sie ganz allein war, nichts Böses zu thun sich erlaubte; denn sie glaubte von ganzem Herzen, daß Gott alles sehe, daß er alles Gute belohne und daß nur gute Menschen von ihm geliebt würden; das Böse glaubte sie sey schädlich und darum habe es auch der liebe Gott verboten. So lange sie daran immer gedacht hatte, war sie ein gutes Kind geblieben; jetzt hatte sie sich verführen lassen, Ihrer guten Mutter ungehorsam zu seyn, und nun mußte sie fast wider Willen alles Böse thun, was die gottlose Magd verlangte, damit sie nur nicht von ihr verrathen würde. So geht es immer! Wer sich einmal etwas Böses erlaubt, der verfällt gemeiniglich aus einer Sünde in die andere, aus einem Fehler in den andern. Darum liebe Kinder: Erzittert vor dem ersten Schritte, mit ihm sind schon die andern Tritte zu einem nahen Fall gethan!

Man kann sich leicht vorstellen, wie dem armen Mädchen zu Muthe seyn mochte, da sie ihre Magd so unverschämt sprechen hörte. Sie lief ängstlich auf ihre Stube, um sich da recht satt weinen zu können. — Lieber Gott! rief sie aus, wie unglücklich wird man doch, wenn man dir nicht gehorcht! — Ich armes Kind bin nun von der bösen Barbe gefangen! Ich darf nicht mehr thun was du willst; ach! ich muß alles thun was diese böse, böse Magd will. — Ich muß lügen, ich muß stehlen, — erbarme dich doch, o du lieber guter Gott! und hilf mir armen Kinde!

So sprach sie und legte sehr traurig und bekümmert ihren Kopf in die Hand, und überlegte einige Minuten, was sie thun wolle. Endlich fuhr sie in die Höhe und sprach: Ja! ja, das will ich thun! Und wenn ich auch einen ganzen Monat lang nicht mit meinen Eltern an ihrem Tische essen darf, und wenn sie mich, — ach! freylich ist es sehr traurig — wenn sie mich einen ganzen Monat nicht freundlich ansehen, wenn sie mich noch so sehr bestrafen — ich habe es ja verdient! und es wird doch endlich vorbey gehen, sie werden sich doch wieder erbitten lassen und mich wieder ihr

gutes Kind nennen! — Dann habe ich doch wieder ein frohes Herz, kann wieder zum lieben Gott beten und meiner guten Mutter wieder in die Augen sehen! Ja, ich will es thun, ich will selbst alles gestehen!

Sie lief sogleich fort ihre Mutter zu suchen. Sie traf sie im Garten an. Ohne sich lange zu bedenken flog sie in ihren Schoß, umarmte ihre Kniee; ein Strom von Thränen floß von ihren Backen, reden konnte sie gar nicht vor Betrübniß und Wehmuth.

Da fragte sie ihre Mutter, die über sie beinahe erschrocken war: Kind was fehlt dir?

Malchen. Liebe Mutter!

Mutter. Warum weinst du so heftig?

Malchen. Liebste, beste Mutter!

Mutter. So rede doch, liebes Kind, was ist dir denn begegnet?

Malchen. Ach! wenn ich wüßte, daß Sie mir vergeben würden!

Mutter. Ja, ich vergebe dir gern, wenn diese Thränen aufrichtig sind. Was hast du gethan?

Malchen. Liebe Mutter, ach! ich bin ein sehr ungehorsames Kind gewesen; ich bin eini-

gemal wider Ihren Willen zu Lottchen gegangen.

Mutter. Zu Lottchen? Ist das möglich? mein Malchen, das mir sonst so gern gehorchte?

Malchen. Ach! ich bin nicht mehr ihr Malchen, wenn Sie alles wüßten!

Mutter. Sage mir alles! Es kann nicht anders seyn, du hast dich verführen lassen; so böse bist du sonst nicht gewesen.

Malchen. Ja wohl habe ich mich verführen lassen. — Barbe — o liebes Mutterchen!

Mutter. Barbe hat dich verführt? Rede doch!

Malchen. Barbe hat mich verführt! Und damit sie Ihnen nichts sagte, habe ich ihr immer die Schlüssel zum Speisegewölbe und zum Keller zustecken müssen. Und wenn sie Kaffee trinken wollte, auch da habe ich ihr alles dazu herschaffen müssen!

Mutter. O ich arme Mutter, mußte ich so etwas an dir erleben? Geh! böses Kind! verlaß mich, das kann ich nicht für mich allein abthun; dein Vater muß es wissen. —

Malchen. Ach! liebste, beste Mutter, ich kann Sie nicht verlassen: Sie müssen mich

erst bestrafen und müssen mir versprechen, daß Sie mir Ihre Liebe wieder schenken wollen!

Mutter. Unglückliches Kind, du wirst bestraft genug werden.

Hier stand die Mutter auf und ließ Malchen ganz trostlos allein. Ihre Eltern überlegten, was sie mit ihrem armen verirrten Kinde anfangen wollten. Als sie beyde einig waren, wurde zuerst die Magd herbeygerufen. Diese bekam wie billig einen strengen Verweiß, und zugleich wurde ihr befohlen, binnen zwey Stunden das Haus zu verlassen und sich nie wieder darin sehen zu lassen. Sie bat zwar mit Thränen: daß man doch nicht so strenge mit ihr verfahren möchte; sie versprach, was geschehen wäre, solle nie wieder geschehen; — aber umsonst! Ihr wißt, sagte ihr Malchens Vater, wie gütig wir, ich und meine Frau, immer gegen Euch gewesen sind, und was für Gedult wir immer mit Euern Fehlern gehabt haben! Da ihr aber unser sonst wahrhaftig gutes Kind, das wir mit so vieler Sorgfalt erzogen, zum Ungehorsam und sogar zum Diebstahle verleitet habt, wie könnt ihr verlangen, daß wir Euch noch einen Augenblick länger in unserm Hause

dulden?

dulden? Geht, thut was Euch geheißen ist und bessert Euch, wenn es noch möglich ist.

Nun mußte Malchen kommen. Sie erschien in einer bejammernswürdigen Gestalt. Ihre Augen waren vom vielem Weinen aufgeschwollen, — ihre Backen waren blaß — ihr ganzer Leib zitterte — sie war nicht im Stande ein Wort vorzubringen. Sie erwartete nur das Urtheil, das ihre Eltern über sie aussprechen würden. Mit einem ernsthaften, aber ruhigen Tone redete sie ihr Vater an:

Malchen! du hast deine Eltern sehr beleidigt! Wie konntest du glauben, daß eine Magd dich mehr lieben könne, als wir? Wie konntest du ihr lieber folgen, als deiner guten Mutter, die nichts so sehr wünschet, als daß du immer glücklich seyst und in Zukunft noch glücklicher werden mögest? Du kannst dich mit nichts entschuldigen; du hast es gewußt, wie schändlich es ist seine Eltern auf solche Art zu betrüben, wie du uns betrübt hast. Ich schäme mich es zu nennen, was du an uns gethan hast. Und wenn ich dir nun verböte, mir jemals wieder unter die Augen zu kommen; thäte ich wohl Unrecht?

Malchen. Ach! mein bester Vater, nein, Sie können mir nicht Unrecht thun; strafen Sie mich so sehr Sie wollen, ich will gern alles, alles geduldig leiden. Aber thun Sie nur das Einzige nicht, verstoßen Sie mich nur nicht; nehmen sie mich nur wieder an, vielleicht verdiene ich es wieder, daß Sie mich noch Ihr gutes Malchen nennen! — Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden.

Vater und Mutter waren innig gerührt. Ich will dich gar nicht strafen, sagte ihr Vater, weil du dein Verbrechen selbst gestanden hast. Du sollst auch wieder mein gutes Malchen heißen, wenn ich sehe, daß du dich wirklich besserst. Aber — merke was ich dir jetzt sage — die Strafe kommt gewiß noch nach; du hast dich selbst am meisten bestraft.

Malchen verstand noch nicht recht, was ihr Vater mit diesen Worten sagen wollte. Sie hatte sich gar nicht vorgestellt, daß sie so gütig würde behandelt werden. Sie gieng also mit gerührtem Herzen zu ihren Eltern, küßte Ihnen die Hände und versprach nochmals, daß sie von nun an ein recht gutes Kind seyn wolle. Ihre Aufführung war auch wirklich von diesem Tage

an ganz vortreflich. Aber ach! die Strafen kamen nach, wie ihr es ihr guter Vater gesagt hatte. Die boshafte Magd erzählte von ihr überall die schändlichsten Dinge. Sie breitete nicht nur überall aus, was sie von Malchen Uebles wußte, sie setzte auch vieles Unwahre hinzu. Malchen, sagte sie, hätte sie so lange gebeten, daß sie ihren Eltern nichts sagte, wenn sie zu Lottchen gienge, bis sie es nicht mehr hätte ausstehen können; es sey ihr aber ganz unbekannt gewesen, daß es Malchen verboten worden sey, zu Lottchen zu gehen. Malchen hätte Zucker und Gebacknes und Kaffee und Wein mit zu Lottcheu geschleppt, und dazu hätte sie ihren Eltern die Schlüssel heimlich weggenommen. Sie wäre ganze Nächte aus dem Hause geblieben, und ihre Eltern hätten immer geglaubt, sie schliefe. Da es herausgekommen sey, und vielerley gefehlt habe, hätte sie alles auf sie, auf Barben, geschoben, und sie wäre deswegen unschuldig aus dem Dienste gekommen.

Diese groben Unwahrheiten, die Barbe dem armen Mädchen nachsagte, wurden bald bekannt. Und kam Malchen nun etwa in eine Gesellschaft, wo junge Frauenzimmer waren,

da

da zischelten sie sich einander heimlich in die Ohren, und sahen Malchen dazu an, und lachten. Sie hätte vor Kummer vergehen mögen! Kam sie etwas zu spät, so hieß es: Hm! Mamsell Malchen wird wohl gestern Abends etwas spät nach Hause gekommen seyn! — Hatte sie ein hübsches Band, oder sonst etwas Neues an sich, was in die Augen fiel, so flüsterte man sich einander zu: Wer doch auch die Gewölbeschlüssel so gut wegfischen könnte, der könnte sich wohl auch so schöne Sachen kaufen! — Fiel die geringste Streitigkeit vor, an der sie etwa Theil hatte, so sagte man ihr wohl gar ins Gesicht: Man hat eben nicht viel Ehre, wenn man sich mit Ihnen abgiebt! — Wurde über jemand gesprochen und Malchen wollte auch etwas dazu sagen, so sagte eine zur andern, daß sie es hören konnte: Wenn sich doch manche Leute um sich bekümmerten und an gewisse Schlüssel dächten! —

Wie sehr mußten sie solche Beleidigungen schmerzen! Oft, wenn sie sich vor Jammer nicht zu lassen wußte, warf sie sich ihrer guten Mutter in die Arme und suchte bey ihr Trost und Beruhigung. Diese sagte ihr dann gewöhnlich: Leide geduldig, liebes Kind! alles, was

dich

dich jetzo trifft. Bitte Gott, daß er dir Kräfte giebt, es zu ertragen; es wird dir, so lange du lebst, nützlich seyn, wenn du es zu deiner Besserung anwendest. Du wußtest, daß Gott geboten habe: Ehre Vater und Mutter: Ihr Kinder seyd gehorsam euren Eltern. Ich sagte dir oft auch, daß sich ein Mensch gewiß unglücklich mache, so bald er etwas thue, was wider Gottes Gebote ist — du erfährst jetzt, wie wahr das sey, was ich dir sagte. Lerne nun einsehen, wie gut es Gott mit euch meint, wenn er will, daß ihr euern Eltern gehorchen sollet. Ihr armen Kinder versteht ja vieles noch nicht und wißt noch nicht, was euch gut oder schädlich ist; darum sollt ihr euren Eltern folgen, weil diese verständiger sind als ihr und weil sie euch immer sehr lieb haben, so werden sie auch gewiß allemal das Beste rathen. Das hast du bisher wohl nicht geglaubt, mein gutes Kind, wie hättest du sonst so ungehorsam seyn können?

Malchen antwortete ihr: Ach wohl, liebe, gute Mutter, wohl glaubte ich Ihnen nicht; ich konnte nicht begreifen, was es mir schaden könne, wenn ich oft mit Lottchen umgienge!

Aber darum hätte ich ihnen doch folgen sollen, o wie unverständig bin ich gewesen!

Malchen befolgte aber nun den verständigen Rath ihrer guten Mutter. Je mehr sie leiden mußte, desto vorsichtiger wurde sie. Dadurch kam es nach und nach so weit, daß alle die sie kannten und vorzüglich auch die, welche sie oft verspottet und gekränkt hatten, sie wieder ihrer Liebe und Freundschaft werth hielten. Sie lernte in der Folge Lottchen näher kennen, und schämte sich nun selbst, daß sie einst ihre guten Eltern hatte betrüben können, um mit diesem Mädchen umgehen zu können, das alle gute Menschen wegen ihrer schlechten Aufführung verachteten. Malchen wurde ein vortrefliches Frauenzimmer und viele Mütter stellten ihren Töchtern das schöne tugendhafte Mädchen zum Muster vor.

Besser ist es einsam seyn,
als sich mit den Bösen freun!

Karl und Emilie waren zwey sehr gute Kinder. Ihre Eltern durften ihnen selten eine Bitte abschlagen, denn sie baten niemals unbescheiden und wenn ihnen ein Vergnü-

gen erlaubt wurde, so genossen sie es jedesmal mäßig. Wenn ihnen aber ja etwas abgeschlagen werden mußte, so dachten die Kinder gleich: unsere guten Eltern müssen wohl wissen, daß das für uns nicht gut wäre, sonst würden sie es uns gewiß erlaubt haben.

Einst wurden beyde Eltern zu einem Freund auf's Land gebeten, sie konnten ihre Kinder nicht mitnehmen, weil in dem Wagen, in welchem sie abgeholet wurden, kein Platz für sie war. Eine alte Verwandte blieb bey ihnen zu Hause. Ehe die Eltern wegfuhren, fragte Emilie ihre Mutter: Dürfen wir nicht einmal Lottchen und ihren Bruder Heinrich zu uns bitten?

Das kann ich euch nicht erlauben, antwortete die Mutter, suchet euch lieber selbst untereinander die Zeie zu vertreiben, wir kommen Morgen gewiß wieder.

Je nun Emilchen, sagte Karl, Vater hat uns ja erlaubt im Garten zu spielen; o! wir wollen gewiß recht lustig seyn!

Emilie. Das ist auch wahr! da wollen wir unsere Gärtchen fertig machen, und wenn Sie dann wiederkommen. —

Karl. Na! da soll sichVäterchen freuen! nicht wahr?

Vater. Das werde ich, wenn ich höre, daß ihr recht gute Kinder gewesen seyd!

Die Eltern fuhren nun bald darauf ab, und Karl und Emilie waren, bis sie wieder zurückkamen, so vergnügt, daß sie nicht einmal wieder daran dachten, daß sie gewünscht hätten, Lottchen und Heinrichen bey sich zu haben.

Nun, sagte die Mutter, als sie ihre Kinder wiedersahe, nicht wahr ihr seyd auch vergnügt gewesen, wenn ihr gleich Lottchen und Heinrichen nicht bey euch gehabt habet?

Karl. Ach! daran haben wir gar nicht wieder gedacht! ja! nun Sie werden schon sehen, was wir alles gemacht haben.

Mutter. Aber wie fiel dir's denn ein, Emilie, Lottchen und Heinrich zu dir zu bitten?

Emilie. Je nun, ich dachte, weil wir so allein wären und weil Fritzchen nicht mehr mit uns spielen kann.

Mutter. Fritzchen war ein sehr gutes Kind, und ich wünschte freylich auch, daß sie noch bey uns wohnte; aber kennst du denn Lottchen und ihren Brüder?

Emilie. O ja! ich kenne sie recht gut, wissen Sie nicht? — wie wir neulich beym Vetter waren?

Mutter. Ja das weiß ich wohl, daß du sie da gesehen hast; aber das fragte ich dich eigentlich nicht. Ich meynte, ob du gewiß weißt, daß sie auch solche gute Kinder sind, wie Fritzchen war?

Emilie. O ganz gewiß. Lottchen bat mich gleich, daß ich sie doch einmal besuchen möchte, oder wenn ich nicht zu ihr kommen könnte, so sollte ich Sie, mein Mutterchen, bitten, daß sie zu mir kommen dürfte.

Karl. Ja! und der Heinrich, o! der erzählte mir! was der alles für Spiele wußte!

Emilie. Wenn sie nur nicht gleich nach Hause gemußt hätten!

Mutter. Es wäre euch also wohl sehr lieb, wenn sie einmal zu euch kämen? (die Kinder waren ungewiß, ob sie die Mutter im Ernst frage, sie schwiegen — ') Nun, wenn es euch Freude macht, weil ich Morgen Nachmittage just allein bin, so will ich sie zu euch her bitten laßen.

Beyde zugleich. O das ist herrlich, das ist allerliebst! o! Sie gutes Mutterchen!

Mutter. Nun, ich wünsche nur, daß ihr so viel Vergnügen mit ihnen habt, als ihr erwartet!

Beyde. O gewiß! gewiß!

Die Mutter schickte sogleich zu den Eltern der beyden Kinder, und in wenig Minuten war

die

die Nachricht da, daß Heinrich und Lottchen Morgen Nachmittags gewiß kommen würden. Wer war da froher als Karl und Emilie. Das erstemal in ihrem Leben wurden ihnen die Zeit lang, als um drey Uhr Nachmittags Heinrich und Lottchen noch nicht da waren. Bald lief Emilie, bald Karl an's Fenster. Siehst du noch nichts? — Nein! — Ach! es ist schon so spät! — Noch nichts? — Nein! O wer weiß ob sie gar kommen! — Endlich hieß es — jezt kommen sie: Wie sie ihnen da entgegensprungen! wie sie sich freuten, sie durch den Garten in eine kleine Laube führen zu können; denn hier hatte ihnen ihre gute Mutter, eine Flasche Milch, ein Paar Teller Gebacknes und alles Nöthige herbringen lassen, damit sie ihre kleinen Gäste ganz nach ihren Gefallen bewirthen könnten. — Emilie führte Lottchen, Karl Heinrichen. Kaum waren sie ein paar Minuten in der Laube und hatten einige Worte gesprochen, so hieß es: Wir wollen jezt noch nichts genießen, wir können ja zuvor ein Bischen herumspazieren. Es geschah!

Ey! sagte Lottchen, die mit Emilien ging, sehn Sie doch, was Sie da schon für schöne Blumen haben! — O! rief Emilie, springen Sie ja nicht auf's Beet! — aber es war schon geschehen!

Lottchen. Die müssen herrlich riechen!

Emilie. Ich bitte Sie, liebes Lottchen, brechen Sie keine ab!

Aber Lottchen hatte schon zwei in der Hand! Je! entschuldigte sie sich, es wird ja nicht so viel zu bedeuten haben!

Emilie. Mein Vater hat es aber nicht gern, wenn wir etwas abreißen! — Sie wollte das Beet wieder gleich machen, über welches Lottchen gesprungen war.

Was machen Sie denn da? fragte Lottchen, laßen Sie es doch dem Gärtner machen! Wofür ist er denn da?

Emilie sagte wieder, daß es ihr Vater nicht gern sehe.

Ach! du lieber Himmel, rief Lottchen aus, da darf man sich bey Ihnen ja gar nicht rühren! Nein! da kommen Sie einmal zu uns. Mein Vater schmält freylich auch, wenn so was geschehen ist; aber das schadet nichts, er weiß viel wer es gewesen ist!

Emilie. Aber da kann ja Ihr Papa glauben, daß es jemand anders gethan hat?

Lottchen. Je nun, daß ist ja desto besser für uns! O der Gärtner ist schon manmal so viel ausgeschmält worden! da lachen wir dazu!

Emilie. Der arme Mensch! Nein, da könnt ich doch nicht lachen! Wenn er es nun aber einmal Ihrem Papa sagt, daß Sie es sind?

Lottchen. Ja der wird sich wohl hüten, der ist froh wenn wir nichts sagen, daß er immer so viel Gurken und Salat und wer weiß was noch mehr, andern Leuten giebt!

Emilie. Haben Sie denn das Ihrem Papa noch nicht gesagt?

Lottchen. Ey, das laßen wir wohl bleiben! Denn sehen Sie, wir sollen eigentlich auch nichts abpflücken; aber wenn nun die Kirschen und Erdbeere reif werden, oder anderes Obst, da dürfen wir nur dem Gärtner ein gutes Wort geben, der pflückt uns so viel wir haben wollen.

Emilie. Darf denn aber das der Gärtner?

Lottchen. Ja, warum nicht gar! Der darf auch nicht eher als bis es ihm der Papa befiehlt. Er thut es uns zu Gefallen, der Papa weiß viel davon!

Emilie erschrack als sie Lottchen so reden hörte; sie sahe sich schüchtern um, ob es etwa sonst jemand gehört haben könnte. Sie wollte eben Lottchen sagen, daß das sehr unrecht wäre, da kam Lottchens Bruder Heinrich auf sie zuge-

sprungen. Emilie fragte ihn sogleich: Wo ist denn mein Bruder?

Heinrich. Ach! mit dem ist gar nichts anzufangen! Das ist (ich mag es nicht nachsprechen, wie der unartige Heinrich den armen Karl nennte.) — Da hat er dort in dem Winkel ein Gärtchen, und da hatte er lauter dummes Zeug hineingesteckt. Ich sagte es ihm, und riß es heraus; da that er, als ob ich ihm einen Finger ausgerissen hätte. Und weil ich unversehens einen kleinen Zweig, von einem Bäumchen abbrach, da schrie er einmal über's andere: Ach! wenn das der Vater sehen wird! —

Emilie ward bald roth, bald blaß, wie Heinrich so erzählte. Wo ist er denn, fragte sie endlich?

Je, antwortete Heinrich, er will das dumme Zeug wieder pflanzen, was ich herausgerissen habe. Kommen Sie nur mit, Emilchen! Auch nicht einmal eine Kirsche durfte ich angreifen. Nicht wahr, daß hätte nichts zu bedeuten gehabt?

Ja, sagte seine Schwester Lottchen, bey Emilchen kommst du schön an. Ich sollte nicht einmal so eine Blume abpflücken. (Sie hatte das kaum ausgesagt, so warf sie die schönen Blümchen weg. Was sie dabey sagte, schäme ich mich,

euch

euch zu wiederholen.) Nicht wahr Heinrich, fuhr sie fort, da machen wir's ganz anders?

Heinrich wollte antworten, da sprach Emilie: Ich bedaure es, daß wir Ihnen so etwas nicht erlauben können; aber sehen Sie, unser guter Vatrr freut sich allemal so sehr, wenn etwas blüht oder wenn ein Bäumchen Früchte trägt, und er sieht es gleich, wenn etwas abgerissen ist, und denn ist er so traurig. — Kommen Sie lieber nun in die Laube, wir können ja dort spielen!

Heinrich. Je nun ja, wenn wir im Garten nichts gescheutes machen können! Aber was wollen wir denn spielen?

Emilie. Sagen Sie es selbst, was Ihnen gefällt; mein Bruder sagte mir, Sie wüßten ja so viele hübsche Spiele!

Heinrich. Nun gut! Haben Sie keine Schaukel?

Emilie wollte antworten, da rief Lottchen: O ja! das ist scharmant! Aber da müssen wir Ihren Bruder auch dazu haben; warten Sie, ich will ihn holen. Lottchen lief fort. Emilie antwortete nun Heinrichen: Eine Schaukel sagten Sie? Ja, wenn wir die nur hätten!

Heinrich. O das thut nichts, wir wollen bald eine machen! Sehen Sie, dort steht eine Bank, die ist gerade recht dazu! Und vorn an der Thüre habe ich sehen Breter liegen, da laßen wir uns eins hertragen. —

Emilie. Ja, wenn nur jemand da wäre!

Heinrich. Je nun der Gärtner ist ja da, dort ist er, ich will ihn gleich herrufen.

Emilie. Nein, das thun Sie nicht, der hat für meinen Vater zu thun, und wir dürfen ihn nicht von seiner Arbeit wegrufen.

Heinrich. Dazu brauchte er ja nicht viel Zeit; nun, so wollen wir selber eins hertragen!

Emilie. Wir? ey da würden wir unsere Kleider verderben, die Breter sind so schmutzig und viel zu schwer für uns. Wenn Sie doch lieber ein anderes Spiel vorschlügen!

Heinrich. Das ist doch recht dumm! (sagte der Unartige!) es wäre so hübsch gewesen! — Halt! ich weiß was! dort stehen leere Blumentöpfe, da wollen wir ein paar auf die Bank stellen und wollen darnach werfen. O Sie sollen sehen, was das für eine Lust seyn wird.

Emilie. Ja das glaube ich wohl, aber wenn wir nur nicht im Garten wären, da dürfen wir nicht

nicht mit Steinen werfen, und die Blumentöpfe sind auch nicht unsere. —

Heinrich wollte eben wieder etwas Unartiges sagen, als man den armen Karl in einiger Entfernung klagen hörte: O mein Kopf! mein Kopf!

Ach! rief Emilie ängstlich, hören Sie? mein Bruder — kommen Sie doch geschwind, wer weiß was ihm begegnet ist. Sie liefen schnell nach Karls Gärtchen zu. Da stand der arme Karl, und hielt mit beyden Händen den Kopf; Lottchen stand neben ihm und lachte aus vollem Halse, daß sie sich die Seiten halten mußte: Nein! das war zum Todtlachen! schrie sie ihrem Bruder und Emilien entgegen.

Das unbesonnene Mädchen, die weggegangen war um Karln zu holen, sah ihn von fern, wie er sich bückte, um die von Heinrich ausgerissenen Blumen wieder zu pflanzen, schlich sich sachte an ihn hinan und stieß ihn von hinten so derb, daß er vorwärts mit dem Kopfe an die Mauer fiel, an der sein Gärtchen lag, und sich eine große Beule schlug! — Lottchen erzählte diesen unbesonnenen Streich, der viel übler hätte ablaufen können, unter lautem Lachen. Emilie betrübte sich sehr darüber, streichelte ihren armen Bruder und die Thränen traten ihr in die

die Augen, als sie den großen rothen Fleck sahe, den er an der Stirn hatte.

Thut dir's sehr wehe? fragte sie ihn.

Karl. Sey nur still, liebes Schwesterchen, es wird schon wieder vergehn!

Lottchen. Nun das dächte ich auch! Sie werden doch Spaß verstehen. Da bin ich manchmal ganz anders gefallen! Weißt du, Heinrich, wie wir neulich auf die Mauer kletterten und der Papa dazu kam, wie ich da herunterfiel? Sage einmal, ob ich da ein Wörtchen geklagt habe.

Heinrich. Ja, der Papa würde dich auch bezahlt haben, wenn er nur etwas gemerkt hätte! —

Die Kinder waren unterdessen nach der Laube zugegangen. Emilie sah immer noch ihren Bruder mitleidig von der Seite an. Aber was wollen wir denn nun anfangen? fragte Heinrich.

Lottchen. Je nun, ich denke wir wollten schaukeln?

Heinrich. (mit einer spöttischen Miene,) Ja, der Gärtner hat für den Papa zu thun, der kann uns kein Bret darzu hertragen, und wenn wir es selber herholen wollten, da würden

wir uns die Kleider verderben. Genug mit der Schaukel ist nichts!

Lottchen. Nun so wollen wir blinde Kuh spielen?

O nein, sagte Karl, der sich furchte, er möchte etwa wieder so spaßhaft gestoßen werden.

Emilie. Ich dächte, wenn Sie so gütig wären und äßen zuvor etwas, unterdessen können wir uns ja etwas ausdenken!

Der Vorschlag wurde angenommen und man gieng in die Laube. Lottchen und Heinrich langten hier so geschwind zu, daß die Teller sehr bald rein waren; auch schämten sie sich nicht, vieles davon einzustecken, ohne einmal deßwegen um Erlaubniß zu bitten. Emilie und Karl sahen sich oft einander an und verwunderten sich sehr über das unartige Betragen ihrer kleinen Gäste. Beyde schlugen verschiedene Spiele vor: wir wollen Räthsel aufgeben; wir wollen ein Fragspiel spielen, der Vater hat uns ein sehr hübsches geschenkt; oder das Reisespiel, oder Sprüchwörter, oder wir wollen ein Pfandspiel spielen, und jedes Pfand soll eine Geschichte erzählen; Karl wollte sein Bilderbuch holen, worin viele fremde Thiere und Gewächse und andere hübsche Sachen abgebildet waren;

vieles andere wurde von ihnen noch vorgeschlagen, aber das war für Lottchen und Heinrich alles nichts! Diese schlugen dagegen die lermendsten oder doch solche Spiele vor, bey denen Karl und Emilie fürchteten, ihre Gäste möchten noch unartigere Dinge vornehmen als sie schon von ihnen gesehen hatten.

Endlich mußte Emilie und Karl doch noch einwilligen, daß blinde Kuh gespielt wurde. Aber ach! kaum war es einige Minuten, noch ziemlich ordentlich gespielt, so wurde es wieder durch Heinrich's Unbesonnenheit gestört. Emilie hatte eben die Augen verbunden; Heinrich hielt ihr, ohne daß es Karl bemerkte, einen Fuß hin, Emilie stolperte darüber, fiel und blieb im Fallen, mit ihrer Schürze, an Heinrichs Schuhschnalle hängen. Lottchens und Heinrichs Gelächter schmerzte sie sehr, aber noch unangenehmer war ihr der ziemlich große Riß in ihrer Schürze; denn sie war ein sehr ordentliches Mädchen, die ihre Kleidungsstücke immer sehr gut hielt.

Karl wollte nun dieses Spiel durchaus nicht weiter spielen; er bat so sehr er konnte, man möchte ein anderes anfangen, auch Emilie that es. Indem die Kinder noch darüber redeten,

sahe

sahe man Emiliens und Karls Mutter den Garten heraufkommen. Diese vortrefliche Frau kannte Heinrichen und Lottchen schon lange als unartige Kinder; sie konnte daher nicht wünschen, daß ihre guten Kinder mit ihnen Umgang hätten; denn sie wußte, daß böse Gesellschaften oft die besten Kinder verderben. Es war ihr daher nicht lieb, als Emilie bat, daß diese Kinder sie besuchen dürften. Doch sie glaubte, wenn ihre Kinder, Lottchens und Heinrichs Unarten würden kennen lernen, so würden sie von selbst nicht weiter wünschen, mit ihnen umzugehen. Und da sie zugleich Karln und Emilien einen neuen Beweiß geben konnte, daß sie es allemal gut mit ihnen meyne, wenn sie ihnen auch einmal ein Vergnügen abschlagen müsse, so ließ sie es einmal geschehen und erlaubte, daß Lottchen und Heinrich sie besuchen durften. Sie erhielten aber diese Erlaubniß nicht eher, als bis die Mutter selbst zu Hause seyn konnte; weil sie sich nicht getraute, sie ohne Aufsicht mit einander allein zu laßen.

Aber sie spielten ja ganz allein im Garten? — Glaubt ihr das? O nein! die Kinder glaubten freylich auch allein zu seyn; aber die vorsichtige Mutter hatte in einem Gartenhäuschen,

chen, wo sie nicht gesehen werden konnte, ihre Kinder immer in den Augen gehabt. Sie hatte alles gesehen und sogar alles gehöret, was vorgefallen war. Schon ein Paarmal war sie Willens gewesen hervorzutreten, zumal da, als sie ihren guten Karl klagen hörte; aber sie hielt sich noch zurück bis jezt.

Emilie und Karl bezeigten eine große Freude, als sie ihre Mutter kommen sahen. Heinrich und Lottchen hingegen schienen darüber unruhig zu werden. Sie trippelten herum und fiengen an nach ihren Sachen zu greifen, die sie abgelegt hatten. Emilie hatte Mühe sie davon abzuhalten.

Nun wie habt ihr denn eure lieben Gäste bewirthet? fragte die Mutter, als sie den Kindern nahe war.

O sehr gut, liebe Madame, sagte Lottchen, wir haben sehr viel Vergnügen gehabt und wir bedauern nur, daß wir nicht länger Zeit haben, hier zu bleiben.

Wie? fiel Emilie ein, Sie sagten ja, Sie könnten bleiben, so lange Sie wollten?

Lottchen. Ja, ich hatte vergessen daß mir die Mama gesagt hatte, wir sollten nicht zu

lange

lange bleiben, weil sie uns mit sich spazieren nehmen wollte.

Mutter. Das bedaure ich! Ich glaubte, ich würde nun auch etwas zu Ihrem Vergnügen beytragen können, weil ich nun Zeit habe. Aber freylich, wenn Ihre liebe Mama Ihnen gesagt hat, daß Sie bald wieder zu Hause kommen sollen, so darf ich Sie wohl nicht bitten, länger bey uns zu bleiben.

Heinrich und Lottchen nahmen also Abschied, und Karl begleitete sie mit Emilien bis an die Gartenthüre. Hier sollten diese durchaus versprechen, bald einmal zu Lottchen und Heinrich zu kommen: wenn es unsere Eltern erlauben, antwortete Emilie. Sie sollen sehen, rief Lottchen noch im Weggehen, ob es Ihnen bey uns nicht gefallen wird!

Nein! sagte Karl, als sie fort waren und er mit Emilien zurück nach der Laube gieng, nein! ich bitte gewiß nicht darum! — Aber was wird nun unsere gute Mutter sagen?

Emilie. O! ich bin so böse auf mich, daß ich sie gebeten habe! Wir müssen ihr alles sagen. Nein! das hätte ich nicht gedacht! O! wenn du wüßtest was Lottchen mir alles gesagt hat!

Karl. Und wenn ich dir erzählen sollte, was mir Heinrich sagte, und wie er mich alles nennte, da ich ihm nicht meine Blumen alle ausreißen laßen wollte. O! mein liebes Gärtchen! alles, alles hat er mir zerrissen und verderbt! Und wie ich nun das kleine schöne Rosenstöckchen. das mir der Vater an meinem Geburtstage schenkte, wie ich das wieder einsetzen wollte, da stieß mich Lottchen darauf und da zerbrach ich es vollends. Ach! und das kleine Pfirschbäumchen — wenn das der Vater sehen wird!

Emilie. Das hat er auch herausgerissen?

Karl. Herausgerissen wohl nicht, aber den neuen schönen Zweig hat er abgebrochen, den der Vater daran gesezt hat und der so gut fortkam! — Und eine ganze Hand voll Kirschen. —

Emilie. Je, er sagte ja, du hättest es ihm nicht zugelassen?

Karl. Ich sagte es ihm freylich, er solle es nicht thun; aber da fragte er viel darnach; er riß sie doch ab und aß sie, und sie sind doch nicht einmal recht reif, wie der Vater sagte!

So klagten sie noch gegen einander, als sie wieder zu ihrer Mutter kamen, die sie in der Laube erwartete. Nun? ihr seyd ja so traurig; es ist euch wohl nicht lieb, daß eure Gäste

so

so bald nach Hause gegangen sind? fragte die Mutter.

Ach nein! liebes Mütterchen, sagte Emilie, ach! wenn wir es Ihnen lieber nicht sagen dürften?

Mutter. Ihr werdet doch wohl nicht etwas gethan haben, das euch Vorwürfe zuziehen könnte?

Emilie. Nein, das haben wir wohl nicht; aber wir sind doch Schuld daran, daß Lottchen und Heinrich — o! lieber Karl, wenn du es nur lieber erzählen wolltest?

Mutter. Seyd ihr denn mit eurem Besuche nicht zufrieden?

Karl. O! vergeben Sie es uns, liebes Mutterchen, wir wußten freylich nicht, daß Lottchen und Heinrich so seyn würden!

Mutter. Ich bedaure euch, wiewohl ich das alles vorhergesehen habe.

Emilie. Ach! wenn Sie alles wissen sollten!

Mutter. Ich weiß alles, was ihr mir sagen könnet.

Karl. Auch, daß Heinrich das Pfirschbäumchen beschädigt —

Emilie. und Lottchen Blumen abgerissen hat?

Mutter. Alles, auch das, woher du den rothen Fleck auf der Stirn hast und wie deine Schürze zu dem Riß gekommen ist! — Doch das möchte noch hingehen, wiewohl ihr Beyde noch unglücklicher hättet werden können! Aber auch das weiß ich, was Heinrich dir, Karl, für schöne Nahmen beylegte, und was er und Lottchen überhaupt artiges mit euch gesprochen haben! Denn nun kann ich es euch sagen, daß ich euch, so lange eure Gäste bey euch waren, nicht aus den Augen gelassen habe. Ich konnte euch nicht mit ihnen allein laßen, weil ich sie besser kannte, als ihr. — Seyd ihr nun wohl so vergnügt gewesen, als ihr erwartetet?

Die guten Kinder schwiegen beschämt still und schmiegten sich an ihre Mutter.

Würdet ihr nicht jezt froher seyn, fuhr diese fort, wenn ihr diesen schönen Nachmittag allein unter euch, oder doch mit mir zugebracht hättet? — Sehet ihr nun wohl ein, warum ich euch neulich nicht erlauben wollte, daß ihr diese Kinder zu euch bitten konntet?

Beyde zugleich. O ja! gute, liebe Mutter!

Mutter. Werdet ihr mir nun in Zukunft auf's Wort glauben, wenn ich euch sage, was euch schädlich oder nützlich ist?

Beyde. O gewiß! liebes Mutterchen! Sie meynen es allemal so gut mit uns!

Mutter. Ganz gewiß, liebe Kinder! Und ich würde euch gewiß nicht erlaubt haben, was ich euch schon einmal abgeschlagen hatte, wenn ich nicht vorausgesehen hätte, daß es euch nützlich seyn würde. Ihr habt gelernet, daß ich es immer gut mit euch meyne, wenn ich euch auch einmal etwas abschlagen muß. Ihr habt gesehen; daß man Menschen erst genau müsse kennen lernen, ehe man ihren Umgang wünschen kann, und ihr habt nun auch wohl erfahren, daß man nicht in jeder Gesellschaft vergnügt seyn könne. Oder wünschet ihr, daß ihr öfter solche Besuche hättet?

O nein! nein! riefen Beyde, lieber bleiben wir allein!

Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Paul gieng einmal mit seinem Vater spazieren. Sie kamen an das Ufer eines Flusses, und hier sahe Paul einen Mann sitzen, der eine sehr lange Ruthe in der Hand hielt, an die ein noch längerer sehr dünner Faden befestigt

war. Der Mann hieb wie mit einer Fuhrmannspeitsche, immer ins Wasser, ließ den Faden ein Weilchen drinnen, dann zog er ihn wieder heraus und hieb' wieder hinein. Paul wunderte sich und wollte eben seinen Vater, der unterdessen ein Paar Schritte vorausgegangen war, fragen, als er sahe, daß der Mann an dem Faden ein kleines Fischchen herauszog. Er sahe nun, wie der Mann das Fischchen von dem Faden losmachte, und neben sich in ein Säckchen that, wo er schon mehrere Fische darin hatte; wie er darauf etwas an das Ende des Fadens anhängte und nun den Faden wieder ins Wasser hieb.

Sein Vater rufte ihn. Seyn Sie doch so gütig und kommen Sie wieder zurück, rief Paul. Der Vater that es gern: Hast du das noch nicht gesehen, fragte er seinen Sohn?

Paul. Nein, lieber Vater, darum stehe ich eben hier und sehe dem Manne zu. Was macht er aber?

Vater. Es ist ein Fischer, der mit der Angel Fische fängt.

Paul. Ein Fischer? und die Peitsche heißt also eine Angel? Aber wie fängt er denn damit die Fische?

Vater.

Vater. Komm nur zu ihm hin, wir wollen's uns zeigen laßen.

Der Vater bat den Fischer, daß er seinem Sohne die Angel besehen ließe. Da sahe denn Paul, daß an der Angelschnur, oder an dem langen Faden, der von weißen Pferdehaaren gedrehet war, unten ein eisernes Häkchen angeknüpft war.

Paul. Da häkeln sich wohl die Fische im Vorbeyschwimmen unversehens in das Häkchen ein?

Fischer. O nein! da könnt' ich lange warten, bis ich einen Fisch fienge. Sieht er mein Lieber, hier nehme ich einen Regenwurm, manchmal auch einen andern Wurm, oder kleine Stückchen rohes Fleisch vom Herzen eines Ochsen oder einer Kuh — und das hänge ich an den Haken; sieht er? so, daß der Haken ganz damit bedeckt wird. Nun werfe ich den Haken ins Wasser, wenn nun ein Fisch vorbeyschwimmt, so schnappt er nach dem Wurm oder nach dem Fleische und da schnappt er den Haken mit hinter; nun ziehe ich heraus — da hängt sich der Haken noch fester ein, — sieht er, so angelt man!

Paulus Ebreli

Paul. Aber wozu ist denn das Stück Federkiel, was auf dem Wasser schwimmt?

Fischer. Das ist auch an der Schnur fest gemacht, ungefehr eine Elle über dem Haken; und das dient dazu, daß der Haken nicht zu tief hinuntersinkt; der Federkiel hält den Haken schwebend! Und denn seh' ich auch daran, wenn ein Fischchen an dem Haken ist. — Sieht er? — jezt wird eins angebissen haben, — sah' er wie sich der Federkiel bewegte? —

Der Fischer zog heraus, da sahe Paul, wie sich das Fischchen gefangen hatte!

Die armen Dinger! sagte Paul, als er sich beym Fischer bedankt hatte und mit seinem Vater nun weiter gieng!

Vater. Du bedauerst die Fischchen? Warum denn?

Paul. Ach! die armen kleinen Narren, dachten wer weiß wie gut ihnen der Wurm schmecken würde!

Vater. Glaubst du wohl, daß sie würden darnach geschnappt haben, wenn sie gewußt hätten, daß sie auch den Haken zugleich mit erschnappen würden?

Paul.

Paul. Ey da müßten sie sehr einfältig gewesen seyn! der Fischer verbarg ihn auch vorsichtig genug!

Vater. Wie nun, wenn ich dir zum Beyspiel sage: diese oder jene Speise, dieses oder jenes Getränk ist dir nicht gesund; würdest du wohl da dergleichen Speisen und Getränke genießen wollen? Denke dir nur etwa — gesalzene Speisen, oder auch Kuchen, und hitzige Getränke, wie etwa Kaffee, Branntwein, Wein und dergleichen!

Paul. Kuchen schmeckt freylich gut, das übrige was Sie genannt haben, habe ich noch nicht gegessen oder getrunken, wenn ich aber davon essen oder trinken würde, weil es gut schmeckte — da würde ich ja einfältiger seyn als die Fische!

Vater. Wie so?

Paul. Weil ich wüßte, daß mir es schädlich ist und die Fische wissen es nicht, daß sie mit dem Wurme zugleich gefangen werden!

Vater. Richtig, lieber Sohn; und eben dieß kannst du auf alles anwenden, was gut scheint und doch nicht wirklich gut ist. Eine lustige Gesellschaft scheint, zum Beyspiel, etwas Gutes zu seyn; aber wie leicht kann ein

junger Mensch in solchen Gesellschaften zum Bösen verführt werden! Ich will mich sehr freuen, wenn du immer so verständig bist und folgst, wenn ich oder andere verständige Personen, dich vor etwas warnen! Denke immer dabey an die Fische am Angelhaken und an das Sprüchwort, es ist nicht alles Gold, was glänzt. — Du hast ein trauriges Beyspiel heute vor den Augen gehabt, von einem Menschen, der auch eine verständige Warnung verachtete!

Paul. Heute? Kann ich mich doch nicht erinnern!

Vater. Hast du nicht heute früh meines Schneiders Tochrer gesehen?

Paul. Ach ja! sie brachte Ihnen das Kleid.

Vater. Erinnerst du dich noch, wie gesund und munter dieses Mädchen sonst war?

Paul. O ja! Sie hatte so rothe dicke Backen und war immer lustig!

Vater. Nun? Und wie kam sie dir denn heute vor?

Paul. Ja, da sah sie freylich sehr krank aus; so blaß und hatte so blaue Ringe um die Augen! und gieng so langsam!

Vater. Das arme Mädchen! Sie wird niemals wieder gesund werden!

Paul. Aber sie sagte ja, sie brauche den Doctor?

Vater. Der hat eben nicht viel Hofnung; er wird ihr nicht helfen können, wiewohl er ein sehr geschickter Mann ist! Und denke nur, wie wehe ihr es thun muß, da sie weiß, daß sie selbst an ihrem Unglücke Schuld ist?

Paul. Je, was hat sie denn gemacht?

Vater. Wie ich dir schon gesagt habe; sie hörte und folgte nicht, als ihr verständige Leute riethen. Vergangenen Sommer war sie einmal sehr herumgelaufen; sie kam so erhitzt nach Hause, daß sie feuerroth aussahe, und der Schweiß ihr immer am Gesichte heruntertröpfelte. Sie war durstig und wollte sogleich ein Glas frisches Wasser trinken, das ihre Magd nur eben vom Brunnen geholet hatte. Ein fremder Herr, der sich bey ihrem Vater das Maas zu einem Kleide nehmen ließ, sahe es. Er bat sie, sie sollte doch noch ein Weilchen warten, bis sie etwas kühler geworden wäre. Ach! sagte sie, das schadet mir nichts. Der Fremde wollte ihr das Glas, das die Magd schon gebracht hatte, wegnehmen; aber sie faßte

es

es geschwind an, lief damit zur Thüre hinaus und trank es rein aus! Sie kam wieder herein, — kaum hatte sie sich niedergesetzt, so sahe man sie blaß werden. — Sagte ich Ihnen nicht, daß es Ihnen schaden würde? sagte der Fremde; laßen Sie sich wenigstens jezt sogleich eine Tasse Thee machen und essen Sie einen Löffel voll Hollundermuß dazu; vielleicht schwitzen Sie wieder. — Ach! warum nicht gar! antwortete sie, es wird schon wieder vergehen; ich darf nur wieder laufen, da komme ich auch in Schweiß und da schadet mir's nichts. Sie lief auch gleich wieder fort, der Fremde bedauerte sie und gieng auch bald darauf weg.

Das arme Mädchen war zwar sehr herumgelaufen, sie hatte auch wieder etwas geschwitzt — aber sie kam sehr krank nach Hause! Noch in derselben Nacht verfiel sie in eine große Hitze, dann fror sie wieder; man ließ den Arzt rufen, der zuckte mit den Achseln, als man ihm sagte, was sie gethan habe. Er hat sie zwar wieder so weit gebracht, daß sie herumgehen kann, allein er hat ihr kein langes Leben versprochen. Sie zehrt sich nach und nach ab und wie lange wird es währen, so wird sie wie ein Licht verlöschen!

Paul.

Paul. Das arme unglückliche Mädchen! Nein, liebes Vaterchen, ich will Ihnen gewiß folgen, wenn Sie mir etwas rathen! Und wenn ich auch nicht gleich begreifen sollte, warum mir etwas schädlich ist, was mir vielleicht recht gut vorkommt. — Sie müssen es ja besser wissen als ich!

Vater. Thue das, lieber Sohn, du wirst dich gewiß allezeit wohl dabey befinden.

Verachte kein Geschöpf, es sey auch noch
so klein;
es hat, wie du, von Gott sein Leben.
Er hat's ihm nicht umsonst gegeben,
so wird's gewiß auch nützlich seyn!
Doch solltest du, mein Kind, wohl gar aus
bloßem Scherz
und Muthwill arme Thiere quälen,
so muß es dir am guten Herzen fehlen;
Denn wiß'! es fühlt, wie Du, den Schmerz.

Komm Julchen, rief Ferdinand, ein munterer Knabe, komm einmal mit mir in den Garten! Aber geschwind, geschwind!

Julchen. Jezt nur nicht gleich; warte nur so lange, bis ich hier fertig bin.

Ferdi-

Ferdinand. Ach nein! du mußt gleich kommen; du kannst ja hernach wieder arbeiten.

Julchen. Nein, die Mutter hat gesagt, ich soll erst fertig seyn, dann kann ich spazieren gehen.

Ferdinand. O! das ist recht Schade! ich hatte mich so gefreut; ich wollte dir etwas zeigen.

Julchen. Je nun, das kannst du ja hernach auch thun?

Ferdinand. Das geht aber nicht an; hernach ist's zu spät.

Julchen. Ja, da kann ich dir nicht helfen; aber kannst du mir's denn nicht sagen, was du mir zeigen willst? Was ist es denn?

Ferdinand. Je das könnte ich wohl, aber — wenn du nur fertig wärest! Sieh nur, da gieng ich jetzt unten allein im Garten herum —

Julchen. A ha! und da hast du gewiß gesehen, daß die Erdbeere reif sind?

Ferdinand. Ach! warum nicht gar! das wäre auch was rechts! Und wenn die auch reif wären, wir dürfen ja keine abpflücken!

Julchen. Nun ja! aber was ist's denn sonst?

Ferdinand. Wie ich nun an das Loch kam, wo der Gärtner immer das Wasser herausschöpft, da sprungen, ja wohl tausend Frösche herum!

Julchen. Pfui! Nun die wirst du mir doch nicht haben zeigen wollen?

Ferdinand. Nein! etwas weit besseres! Höre nur! Wie ich nun da stand und zusahe, wie sie so lustig herumsprungen, da kam Johann —

Julchen. Dem Gärtner sein Junge?

Ferdinand. Nein doch! unser Bedienter; nun der lernte mir ein allerliebstes Kunststückchen!

Julchen. Ey was denn? das wird wieder etwas Gutes seyn!

Ferdinand. Wenn du nur nicht immer gleich was Böses dächtest. Ich wollte dir es eben weisen, du hättest schon sehen sollen, ob's nicht hübsch ist. Ich habe es schon dreymal gemacht Aber wenn du nun nicht bald fertig bist, da kann ich keinen Frosch mehr fangen.

Julchen. Wie? du hast Frösche angegriffen?

Ferdinand. Je, das schadet nichts. Johann fieng sie gleich so mit der bloßen Hand, und da hat ich's auch! Siehst du? (er zeigte ihr die Hände hin.)

Julchen. Geh, geh! ich mag sie nicht sehen.

Ferdinand. Nun so sieh doch nur, ob sie schmutzig sind!

Julchen. Pfui doch, Ferdinand! ich rufe den Papa!

Der leichtfertige Knabe hielt seiner Schwester die Hände immer näher hin. Julchen bat und schrie, da sie nicht mehr ausweichen konnte, daß der Vater auf ihr Geschrey herbeykam. Nun, was habt ihr, Kinder? fragte er, da er zur Thüre hereintrat.

Ferdinand erzählte ihm was vorgegangen war.

Es ist freylich nicht hübsch, sagte hierauf der Vater zu Julchen, daß du, die du doch ein verständiges Mädchen seyn willst, dich vor einem Frosche so sehr ekelst. Aber Ferdinand, du hast eben so sehr Unrecht, daß du deine Schwester so unartig neckst!

Ferdinand. Aber sie zierte sich auch so sehr!

Vater. So kommt es dir doch nicht zu, sie dafür zu bestrafen. Oder wolltest du ihr den Fehler abgewöhnen, so durfte es wenigstens nicht auf eine solche Art geschehen. Sieh' einmal, du hast sie gewiß auf dich böse gemacht.

Ferdinand. O nein! Nicht wahr du bist nicht böse? (Er gieng auf sie zu und wollte sie streicheln. Julchen trat zurück und bat wieder, daß er sie nur nicht angreifen möchte.)

Der

Der Vater rief Ferdinand zu sich, ließ sich seine Hände zeigen: Sieh Julchen, Ferdinands Hände sind so rein als meine und deine Hände. Willst du mir nun wohl eine Hand geben? Aber ich habe Ferdinands Hände angegriffen: — Er ließ Ferdinand los: Julchen gab ihm eine Hand. — Willst du dich noch nicht von Ferdinand angreifen lassen? —

Julchen. Aber man sagt ja, die Frösche wären giftig!

Vater. Wer dir das gesagt hat, liebes Kind, der hat es nicht verstanden. Glaubst du mir wohl, wenn ich dir sage, das sie nicht giftig sind?

Julchen. Ach ja, Ihnen glaube ich es wohl, — aber sie sehen doch so garstig aus?

Vater. Das bildest du dir ein; sieht denn ein lebendiger Krebs besser aus? und ich habe doch noch nicht gehört, daß du dich vor Krebsen geekelt hättest!

Julchen. Ey, die kann man auch essen.

Vater. Wenn ich dir nun sage, daß auch von Fröschen eine gute Speise gemacht werden kann?

Julchen und Ferdinand zugleich: Von Fröschen?

Vater. Ja wohl! Man macht sie zuvor todt, dann schneidet man ihnen die langen Hin-

terbeine ab, die man die Keulen nennt; und diese Froschkeulen werden zugerichtet. Viele Personen essen sie sehr gern.

Ferdinand. Das muß aber doch nicht gut schmecken!

Vater. Sie würden dir gewiß gut schmecken, wenn sie dir nur einmal vorgesetzt würden. Ich habe selbst etlichemal davon gegessen.

Ferdinand. Je nun! wenn ich nicht wüßte, was es wäre? Aber Sie könnten's ja einmal versuchen?

Vater. Das könnte ich wohl, wenn wir nur in unserer Gegend Frösche genug hätten.

Ferdinand. O! da will ich Ihnen genug fangen; unten im Garten sind so viel!

Vater. Nun da wünschte ich doch nicht, daß du sie wegfiengest.

Julchen. Je warum denn nicht? Ich dächte just, da könnten sie am ersten weggefangen werden.

Vater. Nicht wahr, weil du dich davor ekelst?

Julchen. Es ist doch aber nicht hübsch, wenn sie Abends so herumspringen, wenn wir darinn spazieren gehen!

Vater. Das mußt du dir nun schon gefallen laßen; denn deswegen laß ich sie gewiß nicht

weg=

wegfangen. Ich bin sehr froh, daß sich jetzt wieder welche eingefunden haben.

Ferdinand. Aber was sollen sie denn da?

Vater. Du glaubst also wohl sie sind ganz unnütz? Hast du noch nicht gehört, von was sich der Frosch nährt? was er frißt?

Ferdinand. Je nun, ich habe geglaubt Gras und solche grüne Kräuter. —

Vater. Zum Theil lebt er davon, ja! aber vorzüglich hascht er Fliegen und Mücken und warum ich ihn vorzüglich gern im Garten habe; er fängt die Schnecken weg.

Julchen. Fliegen und Mücken? Nun das hätte ich nicht gedacht! Und Schnecken ein so kleines Thierchen?

Ferdinand. Ja der Vater wird wohl die schwarzen Schnecken meinen, die immer auf den Wegen herumkriechen.

Vater. Die schwarzen Schnecken sowohl, als die mit Häuschen!

Julchen. Aber sind denn die Schnecken so schädlich in einem Garten?

Ferdinand. O das weiß ich! Wie wir noch den alten Garten hatten, besinnest du dich nicht mehr darauf? — Da hatte mir der Vater Zuckererbsen und Bohnen gegeben, die steckte

ich, da giengen sie auf und waren schon so lang, wie meine Hand. Wie ich aber einmal früh nachsahe, ob sie wieder gewachsen wären? — Ja! weg waren meine schöne Erbsen und Bohnen! da fand ich nichts mehr, als die bloßen Stiele. Und wie ich's nun dem Vater zeigte, da wieß er mir die kleinen garstigen Fresser, die noch auf dem Beete herumkrochen und auch wohl gar noch an den Stielen hiengen; das waren lauter große und kleine, braune und schwarze Schnecken!

Julchen. O ihr garstigen Schnecken!

Vater. Sieh, du nennst sie schon garstig, weil sie einmal ein paar Bohnen und Erbsenstengel abgefressen haben; was würdest du nun sagen, wenn du einmal sehen solltest, was ich sehr oft gesehen habe, daß sie ganze große Felder von Kohl und Kraut, auch Erbsenfelder rein abgefressen hätten? — (Die Kinder bezeigten ihre Verwunderung darüber.)

Aber sagte Julchen, haben Sie es denn schon einmal gesehen, daß die Frösche die Schnecken wegfangen?

Vater. Ich selbst wohl nicht; allein ich weiß es eben so gewiß, als hätte ich es selbst gesehen. Könnt ihr euch noch auf euren Onkel

besin-

besinnen, dem dieser Garten hier zuvor gehörte?

Ferdinand. O ja! er zeigte uns immer so schöne Schmetterlinge, wenn er uns besuchte: weißt du Julchen, er hatte sie immer auf dem Hute stecken.

Vater. Gut, daß du dich auch daran erinnerst. Nun hört, Kinder, euer Onkel konnte lange Zeit die Frösche auch nicht leiden, wo er einen sahe, den machte er entweder todt oder wenn er keinen Stock in der Hand hatte, gieng ihm wohl gar aus dem Wege. Als er hier diesen Garten kaufte, ließ er sie alle wegfangen, daß auch kein einziger mehr darin anzutreffen war. Aber was geschahe! Sonst hatte man in diesem Garten, die schönsten Gartengewächse und besonders viel schönen Kohl erbaut, nachdem aber die Frösche daraus vertilgt waren, wurde fast alles von den Schnecken weggefressen. Er konnte gar nicht begreifen, woher die vielen Schnecken kämen, da noch vorher fast gar keine waren gesehen worden. Der Gärtner klagte von Jahr zu Jahr mehr darüber; er sann hin und her, brauchte mancherley Mittel dagegen, allein es wurde immer schlimmer. — Du erinnertest dich vorhin, Ferdinand, daß er immer Schmet-

terlinge am Hute stecken hatte! Nun sieh', er gieng auch einmal früh spatzieren, um Schmetterlinge, Käfer und andere kleine Würmer zu fangen. Indem er mit dem Fangeisen,

Julchen. Was ist denn das für ein Ding? ein Fangeisen.

Vater. Stell dir es ungefehr so vor, wie eine Scheere, die ein paar sehr lange Griffe hat, so daß man sie mit beyden Händen, anfassen kann.

Ferdinand. So wie eine große Zange!

Vater. Ungefehr, ja; anstatt daß aber eine Zange oben zwey Zähne oder Klemmen und eine Scheere zwey Spitzen hat, so denke dir da zwey runde eiserne oder auch nur hölzerne Bogen in der Runde, so groß fast wie dein Kopf, über diesen Bogen wird ein netzartiges Zeug, wie etwa Marly, gezogen. Nun sieht es aus wie zwey gegeneinander überstehende Fliegenklatschen. Will man damit einen Schmetterling fangen, so öfnet man diese Fangscheere oder das Fangeisen, und sieht zu, daß man den Vogel zwischen die Netze bekommt, hat man ihn da, so macht man die Scheere zu — und der Schmetterling ist gefangen. Man beschädigt ihn auf diese Art nicht so sehr, als wenn man ihn auf andere Arten fängt, und kann ihn leichter anstecken.

Nun

Nun euer Onkel wollte denn auch einmal mit einer solchen Fangscheere einen sehr schönen Schmetterling fangen; indem er aber die Scheere zumacht erwischt er nebst dem Schmetterlinge, der tief im Grase saß, auch einen Frosch! Weil er den schönen Schmetterling nicht gern wollte entwischen laßen, so klemmte er das Eisen fest zusammen, mochte den Frosch sehr quetschen, da sahe er daß der Frosch etwas aus dem Halse von sich gehen ließ, wie er es genau besahe, fand er, daß es eine kleine Schnecke mit einem Häuschen war!

Julchen. Die hat er gewiß zuvor gefressen!

Vater. Unstreitig; um aber recht gewiß davon zu werden, fieng nun der Onkel sogleich noch einen; befühlte ihn — und merkte, daß dieser auch etwas hartes in seinem sonst sehr weichen Bauche habe. Er entschloß sich ihn zu tödten und aufzuschneiden. Er that es und fand eine ziemlich große Schnecke mit dem Hause und eine kleine schwarze bey ihm. Ganz natürlich fiel ihm da sein Garten ein, zumal da ihm der Gärtner nur den Abend vorher wieder geklagt hatte, daß ein Mittel, das ihm der Onkel gegeben hatte, auch nichts geholfen habe. Wie? dachte er bey sich, wenn darum ietzt so

viele Schnecken sich in deinem Garten eingefunden hätten, weil du alle Frösche daraus hast wegfangen laßen? die Sache kam ihm so wahrscheinlich vor, daß er auf der Stelle so viele Frösche fieng, als er nur habhaft werden konnte. Er trug sie sorgfältig im Schnupftuche in seinen Garten und ließ sie da hüpfen; täglich ließ er mehrere einfangen, und der Gärtner und er selbst bemerkten bald, daß die Schnecken dünner wurden. Er ließ im nächsten Frühjahre wieder viele Frösche fangen und schon in diesem Jahre sahe er, daß er sehr Unrecht gethan habe, als er die Frösche aus dem Garten hatte vertilgen lassen. Ihr wißt es selbst, daß wir nun bey uns selten eine Schnecke finden, weil ich die Frösche immer habe schonen laßen.

Ferdinand. Ja, das ist wahr. Wie uns neulich der Herr Magister ein Schneckenhaus zeigen wollte, da haben wir bald den ganzen Garten ausgesucht, und wir fanden doch keins!

Julchen. Das hätte ich wirklich nicht gedacht, daß die kleinen garstigen Thiere so nützlich wären.

Ferdinand. Nun da will ich auch ganz gewiß keinen wieder prellen.

Vater. Prellen? Was verstehst du damit?

Ferdinand. Je man nimmt ein kleines Bretchen, etwa so lang wie Ihr Fuß und wie meine Hand breit, das legt man quer über eine Stange; nun setzt man auf das eine Ende des Bretchens einen Frosch und auf das andere Ende schlägt man derb mit einem Stöckchen, da wird der Frosch hoch in die Luft geprellt!

Vater. Pfui! Ferdinand! wie konntest du so leichtsinnig seyn und ein armes Thier, das dir nichts zu Leide thut und sich nicht wehren kann, so grausam martern? Wer hat dir denn das gelernt?

Ferdinand. Johann zeigte mir's heute.

Vater. Das ist sehr unverständig von ihm; er soll einen derben Verweiß bekommen. Glaubtest du denn nicht, daß es dem armen Thiere wehe thun müsse? Oder denkst du, weil es nicht schreyt, daß es nicht eben sowohl Schmerzen empfindet, als du?

Ferdinand. Vergeben Sie mir's, liebes Vaterchen, daran habe ich in der That nicht gedacht. Ich werde es gewiß nie wieder thun.

Vater. Du würdest auch doppelte Strafe verdienen, da du zumahl nun auch weißt, was für ein nützliches Thier es ist!

Julchen war von dem Tage an nicht mehr so ängstlich, wenn ihr beym Spazierengehen ein Frosch in den Weg hüpfte. Sie sahe ihnen oftmals lange nach und gewöhnte sich nach und nach so daran, daß sie sogar mit ihrem Bruder manchmal kleine Stückchen Zucker um das Wasserloch streuete, wo sie sich häufig aufhielten, denn sie dachten: wenn nun die Fliegen und das übrige kleine Geschmeiß, das die Süßigkeiten liebt, durch den Zucker herbey gelockt werden würde, so würden die Frösche desto mehr Nahrung haben, und desto lieber in ihrem Garten bleiben. Manchen Abend setzten sie sich nahe hinzu, um ihrem Gequake zuzuhören.

Sey gerecht, — auch gegen Thiere.

Lottchen spielte auf ihrer Stube ganz allein. Ein kleines Kätzchen, das sie sehr lieb hatte, lag neben ihr. Sie aß eben ein Stückchen Kuchen, das sie von ihrer Mutter bekommen hatte, und hatte ihrer Puppe, die vor ihr auf einem Stuhl stand, auch ein Stückchen davon vorgelegt. Ein kleines Geräusch vor der Thüre machte ihre kleine Neugier rege; sie entfernte

sich von dem Stuhle, um zu sehen, was es wäre? Kaum war sie ein paar Schritte gegangen, so sprang das Kätzchen auf und holete sich das Stückchen Kuchen, das Lottchen ihrer Puppe vorgelegt hatte.

Lottchen sahe es: Willst du! willst du! schrie sie und lief nach der Katze. Sie packte das arme Thier bey dem Kopfe, und schlug mit der andern Hand ziemlich derb zu. Die Katze der die Schläge Schmerzen verursachten, sträubte sich, sie versuchte aus den Händen ihrer Quälerin sich zu befreyen; aber Lottchen hielt desto fester: Au weh! au weh! meine Hand! meine Hand! — Lottchen klagte und weinte so laut, daß es ihre Mutter hörte, die gleich darneben in einer Stube war.

Was ist dir, Lottchen? fragte die Mutter, da sie zur Thüre hereintrat.

Ach! sagte Lottchen weinend, und zeigte eine blutende Hand vor, — sehen Sie nur, wie mich das böse Thier gekratzt hat! ach! das thut weh!

Mutter. Armes Kind! aber sie hat dir ja niemals etwas gethan, wie kam es denn, daß sie dich kratzte?

Lottchen. Ich wollte — sie hatte mir ein Stückchen Kuchen weggenommen und das

wollte

wollte ich ihr wiedernehmen, da hat sie mich so gekratzt. —

Mutter. Du sagst mir wohl nicht alles — sage mir es noch einmal.

Lottchen erzählte nun die ganze klägliche Geschichte aufrichtig; foderte aber doch zuletzt von ihrer Mutter, daß sie die Katze noch mehr bestrafen sollte.

Die Mutter schwieg ein Weilchen, sahe Lottchen dabey ernsthaft an und sagte hierauf: Es ist mir lieb, daß du alles so aufrichtig erzählt hast; denn daraus sehe ich, daß du wirklich geglaubt hast recht zu thun.

Lottchen. Sie haben mir ja selbst gesagt, daß es nicht recht ist, wenn man jemand etwas wegnimmt, und sie hat mich doch also bestohlen. —

Mutter. Ich habe dir freylich gesagt, daß Stehlen unrecht ist und auch das, daß ein Dieb Strafe verdient; aber wußte denn das deine Katze? Ey, ey! Lottchen, fiel dir nicht ein, daß das gute Thier keinen Verstand hat? — Und habe ich dir nicht auch gesagt, daß gewöhnlich nur unvorsichtige und unordentliche Leute bestohlen werden? Warum ließest du das Stückchen Kuchen bey der Katze liegen?

Lottchen. Ich wollte nur einen Augenblick an die Thüre gehen und sehen, was es da gäbe?

Mutter. Sieh' einmal Lottchen, wie ungerecht du gegen das arme Thier bist! Wie viele Fehler begehest du und willst doch um eines kleinen Fehlers willen ein Thier so hart strafen! Deine Neugierde trieb dich an die Thüre, aus Unvorsichtigkeit lässest du das Stück Kuchen liegen, aus Uebereilung beynahe möcht' ich sagen aus Unverstand bestrafst du ein Thier um eines kleines Fehlers willen, mit Schlägen, und da du ein wenig gekratzt wirst, erhebst du ein kindisches Geschrey, als ob dir wer weiß was? begegnet wäre! Du bist neugierig, unvorsichtig, übereilt und aus Unverstand ungerecht und kindisch — und deine Katze wenn du willst ein wenig naschhaft! Wenn ich dich nun, denke dir einmal das, Lottchen, wie du noch so näschig warest, wenn ich dich da jedesmal mit Schlägen hätte bestrafen wollen? Und du hattest doch Verstand, du wußtest, daß es unrecht war!

Lottchen sahe beschämt bald auf ihre Hand, bald auf die Katze, die sich unter einen Stuhl verkrochen hatte. Ihre Mutter hatte unterdessen ein Gläschen mit Seifenspiritus herbeygeholet

geholet und tröpfelte etwas davon, auf Lottchens Wunde. Es schmerzte ein wenig.

Willst du noch, fragte sie jetzt die Mutter, daß ich die Katze mehr bestrafen soll:

Löttchen. Ach! wenn sie mich nur nicht so gekratzt hätte!

Mutter. Da würdest du sie ja noch mehr geschlagen haben, und wolltest du das?

Lottchen. Ach nein!

Mutter. Oder glaubst du nicht, daß es ihr wehe that, als du sie schlugst? Sage mir einmal, wenn dich jemand so, ohne daß du es es vermuthetest, beym Kopfe ergriffe und nun auf dich losschlüge, würdest du nicht auch suchen, dich aus seinen Händen loszumachen, wie du nur könntest? Bitten konnte dich die Katze nicht, — sie brauchte also das einzige Mittel dich los zu werden, ihre Krallen.

Lottchen. Du arme Mietze! —

Die Mutter küßte jetzt Lottchen: Sieh' nun verdienst du, daß ich dich wieder lieb habe und nun kann ich dir dein Kätzchen wieder laßen; denn ich hoffe, daß du nun begreifst, wie ungerecht du gegen sie gewesen bist. Ich würde sie dir weggenommen haben, wenn ich hätte fürch-

ten

ten müssen, daß du in Zukunft wieder so unverständig mit ihr umgehen könntest.

Lottchen behielt ihr Kätzchen; sie stahl ihr nie wieder etwas, denn Lottchen ließ nicht leicht mehr etwas vor ihr liegen, was sie hätte naschen können. Sie schlug sie auch niemals wieder, denn die kleine Narbe auf der Hand, die lange noch zu sehen war, erinnerte sie immer an die Geschichte, mit dem Stückchen Kuchen.

* *
*

Aber, sagte Minchen, ein kleines Mädchen das diese Geschichte erzählen hörte, es war doch nicht hübsch, daß die Katze so näschig war!

Freylich war es nicht hübsch, antwortete ihr Lehrer, aber weil eine Katze nicht weiß, was erlaubt oder unerlaubt ist, so kann man ihr den Fehler wohl verzeihen und die Mutter hatte vollkommen recht, man kann sich auch vor der Naschhaftigkeit einer Katze verwahren. Aber wie da, liebes Minchen, wenn nun kleine Mädchen und Knaben, diesen Fehler an sich haben? —

Der Lehrer sahe Minchen dabey scharf ins Gesicht, denn sie war oft nicht mit dem zufrieden, was sie zu essen bekam, wünschte oft etwas wohlschmeckenderes, wenn ihr auch gesagt wurde,

daß

daß es für sie nicht gesund sey und hatte sogar heimlich manche Leckerey weggenommen.

Das gute Kind ward roth und man durfte in Zukunft, wenn Minchen wieder in diesen Fehler verfallen wollte nur sagen: Aber es ist doch nicht hübsch, daß die Katzen so näschig sind! — sogleich erinnerte sie sich, daß sie selbst etwas thun wolle, was sie nicht einmal an einer Katze gebilliget hatte und gewöhnte sich nach und nach diesen Fehler ganz ab.

Es ist recht sonderbar, daß so viele Kinder diesen Fehler an sich haben, da sie doch so leicht begreifen könnten, wie unanständig und schädlich er für sie ist. Es giebt so viele Dinge die sie nicht kennen, viele sind so gefährlich, daß sie Kinder, so lange sie leben ungesund machen können, wenn sie auch nur einmal davon etwas genießen; andere schaden nicht sogleich, sind aber eben so nachtheilig als jene. Ich freute mich daher ungemein, als ich einmal einen kleinen Knaben, der überhaupt sehr gut erzogen war, so verständig sprechen hörte. Es wurde ihm etwas abgeschlagen, wovon er zu essen wünschte, er blieb ganz ruhig dabey. —

Thut es Ihnen nicht leid, lieber Kleiner, fragte ich ihn, daß Sie nicht davon essen dürfen?

Nein,

Nein, sagte er, es ist mir recht lieb, daß ich erst darum gefragt habe, denn sonst hätte ich mir damit schaden können.

Glauben Sie wirklich, fragte ich ihn weiter, daß es ihnen schädlich gewesen wäre?

Ha! sagte er lachend, sonst würde mir es gewiß der Papa erlaubt haben zu essen. Ich bekomme ja sonst alles von ihm, warum sollte er mir denn nicht eine solche Kleinigkeit erlauben, wenn er nicht gewiß wüßte, daß es mir schädlich wäre!

Nicht nur ich, sondern alle übrige, die diese verständige Antwort hörten, lobten den bescheidenen Knaben; und wer sollte nicht wünschen, daß alle Kinder so dächten? Daß dieses nicht so ist und zur Warnung für andere Kinder, die etwa auch diesen Fehler haben, will ich noch eine Geschichte von einem kleinen Näscher erzählen, die mir bekannt worden ist.

Der bestrafte kleine Näscher.

Man hatte dem kleinen Fritz oft gesagt, daß es unanständig sey, von allem, was andere essen oder trinken, auch kosten zu wollen.

Es ist dir ja nicht alles gesund, lieber Fritz, sagte seine Mutter, und wenn du dich daran gewöhnst immer Leckereyen zu naschen, so wirst du nicht nur krank werden, sondern du kannst alsdenn, wenn du größer wirst, auch sehr unglücklich dadurch werden. Ich habe einen jungen Menschen gekannt, der sich als ein kleiner Knabe auch das Naschen angewöhnte. Als er älter wurde, hatte er nicht genug Geld sich immer Näschereyen dafür zu kaufen. Das Naschen konnte er nicht lassen, was denkst du wohl, daß er that? Er bestahl fremde Leute und kaufte sich dann für das gestohlne Geld, was er wünschte. Aber er wurde einmal beym Stehlen ertappt und wurde sehr schimpflich dafür bestraft, er kam ins Zuchthaus!

Solche Vorstellungen hörte Fritz oft, sie nutzten ihm aber wenig. Er hütete sich zwar wohl in Gegenwart seiner Eltern etwas zu fordern oder wegzunehmen, was man Naschwaaren nennt, aber desto häufiger naschte er, wenn sie es nicht sahen. Das bekam ihm jedoch nicht immer wohl.

Die Köchin seiner Mutter hatte einmal einen Topf mit Milch in die Küche gesetzt. Fritz gieng vor der Küche vorbey, guckte hinein, und da er Niemand darin sahe, schlich er hinein, vermuthlich

lich um nach zu sehen, ob nicht etwas für seinen leckerhaften Gaumen zu finden sey. Der Milchtopf fiel ihm sogleich in die Augen; er bedachte sich nicht lange, nahm ihn weg und trank eine ziemliche Menge Milch. Er hatte den Topf kaum wieder an seine Stelle gesetzt, so hörte er sich rufen. Fritz lief schnell dahin, wo er sich rufen hörte.

Es war eben die Kirschenzeit. Seine gute Mutter, die nichts weniger vermuthete, als daß er nur erst Milch getrunken habe, gab ihm eine große Handvoll saure Kirschen. Daß sie Fritz nicht lange aufhob, versteht sich von selbst. Ungefehr eine Stunde darauf empfand er heftige Leibschmerzen. Er klagte es seinen Eltern, da sie aber nicht wußten, woher sie kommen konnten, so beruhigten sie ihn damit, daß sie ihm sagten, es würde schon bald wieder vergehen. Allein die Schmerzen wurden immer heftiger, wie es immer geschieht, wenn man auf Milch etwas Saures genießt, zumal wenn man keinen recht guten Magen hat, und den hat ein Näscher nicht! — Fritz klagte immer mehr, man fragte ihn daher ob er etwas genossen habe, was sich mit den Kirschen nicht vertrage? — Zu seiner Beschämung mußte er nun gestehen, daß er ein Bischen

Milch getrunken habe; und da die Köchin bald darauf aus dem Topfe eine ansehnliche Menge vermißte, so erfuhr man auch, woher und wieviel es gewesen sey. Niemand beklagte ihn nun, er hatte eine unruhige schlaflose Nacht und mußte überdieß den Tag darauf Arzeney einnehmen und deswegen zu Hause bleiben, da sein übriges Geschwister auf einem Spaziergange sehr viel Vergnügen hatte.

Eine Zeitlang hütete er sich nun wohl wieder zu naschen, doch ein Näscher wie er vergißt bald Leibschmerzen und alles Unangenehme was er erfahren hat. So giengs mit Fritz. Sein Lehrer wohnte in dem Hause seiner Eltern; er besuchte ihn täglich, auch ausser den Lehrstunden. Eines Morgens kam Fritz auch ihn zu besuchen, fand ihn aber nicht auf seiner Stube. Er wartete ein paar Minuten, sahe sich in der Stube um — da stand auf einem Tische ein Glas mit einem weißlichten Wasser. Fritz beguckte und beroch es, endlich kostete er auch. Es war süß, er kostete wieder und noch einmal. Der Lehrer kam noch nicht, nun gieng er wieder zu seinen Eltern.

Er war nicht lange da, so ward ihm entsetzlich übel; er ward blaß und kalter Schweiß

tröpfel-

tröpfelte ihm von der Stirn. Er winselte laut. Seinen Eltern ward bange.

Was fehlt dir Fritz? fragten sie.

Ach! seufzte er ängstlich, der Herr Magister — ich habe — (er stockte)

Was hast du? fragte der Vater, und was soll der Herr Magister? Rede doch!

Fritz. Ach! ich habe etwas getrunken.

Mutter. Was denn? woher hast du es denn bekommen?

Fritz. Beym Herrn Magister, ich weiß nicht was es gewesen ist; es sah weiß aus, es stand auf seinem Schreibetisch.

Mutter. Unglückliches Kind! wer weiß was es ist! du hast es gewiß heimlich weggenommen.

Fritz. Ach, ja! er war nicht in seiner Stube, er weiß nichts davon; sagen Sie es ihm nur nicht!

Mutter. Wir müssen doch wissen, was es ist!

Unterdessen hatte der Vater schon nach ihm geschickt. Er kam selbst, sprach mit dem Vater heimlich, der Vater dann mit der Mutter.

Siehst du, böses Kind! sagte ihm die Mutter, wie leicht hättest du nicht über etwas noch gefährlicheres gerathen können! Das hast du nun von deinem Naschen! Du wirst dich bre-

chen müssen; du hast von einem Brechmittel getrunken!

Es wirkte bald und sehr heftig, fast sechs Stunden lang quälte sich der arme betrogene Fritz und war diesen und den folgenden Tag so matt, daß er kaum über die Stube gehen konnte. Diese unangenehme Erfahrung und die Ermahnungen seiner Eltern und seines Lehrers brachten Fritzen doch endlich zum Nachdenken. Er kam freylich manchmal noch in Versuchung seiner Begierde nachzugeben, doch gelang es ihm meistentheils ihr zu widerstehen; und da er nur einmal gesehen hatte, daß es möglich sey sich des Naschens zu enthalten, so wurde es ihm immer weniger schwer. Er freute sich allemal, wenn es ihm wieder gelungen war, eine Begierde zu überwinden, und fühlte es, daß der ein besserer Mensch sey, welcher sich etwas versagen könne.

Auch seine Eltern giengen nun ganz anders mit ihm um. Sie vertrauten ihm nun gern alles an, was sie vorher sorgfältig vor ihm hatten verbergen müssen. Sonst, zum Beyspiel, wenn sie verreiseten, übergaben sie den Schlüssel zum Garten entweder seinem jüngern Bruder, oder sie behielten ihn bey sich. Jetzt bekam ihn Fritz; und so wurde er nun der Aus-

theiler

theiler von Obst, Kuchen und dergleichen, da er sonst alles aus den Händen seiner jüngern Geschwister nehmen mußte; denn nun konnte man sich auf ihn verlassen.

Einem Lügner glaubt man so lange, als man ihn nicht kennt, und dann — nicht wieder.

Ludewig lief einmal bey kalter Witterung im nassen Graße herum. Als er nach Hause kam, empfand er große Leibschmerzen. Er klagte es seiner Mutter und diese gab ihm ein paar erwärmende Tropfen in ein wenig süßen Wein. Er befand sich bald wieder wohl, aber die Tropfen, oder vielmehr der süße Wein hatte ihm so wohl geschmeckt, daß er gern noch mehr gehabt hätte. Seine Mutter, die er darum bat, schlug es ihm ab, denn, sagte sie, zuviel Wein würde dir schaden. Ludewig bat zwar noch mehr, aber er bekam keinen. — Wenn du krank wärest, dachte er bey sich, da schlüge sie dir es gewiß nicht ab!

Den Tag darauf sahe er das Fläschchen mit dem süßen Wein stehen; er sahe es sehnlich von

der Seite an, setzte sich still auf einen Stuhl und griff sich immer an den Leib. Seine Mutter glaubte es fehle ihm etwas und fragte ihn deswegen. Ach ja! sagte er, es ist mir beynahe wieder so wie gestern; wenn Sie nur so gütig wären und gäben mir wieder ein paar solche Tropfen. Die Mutter gab sie ihm und wieder ein wenig Wein dazu. Ludewig freute sich, daß es ihm gelungen war, seine gute Mutter zu hintergehen, — denn es fehlte ihm gar nichts! Er glaubte nun, daß er es wohl öfter so machen könne.

Etwa ein paar Tage darauf stellte er sich wieder, als habe er Leibschmerzen. Höre Ludewig, redete ihn seine Mutter an, beynahe glaube ich, du verstellst dich. Sey aufrichtig! Nicht wahr deine Naschhaftigkeit verführte dich mir eine Unwahrheit zu sagen? Gestehe mir es, ich will dir lieber ein wenig Wein geben, wenn du mich darum bittest, als wenn ich befürchten müßte, du wollest mich hintergehen. — Ich sollte mich verstellen, sagte der böse Knabe, liebes Mutterchen? ach! wenn Sie es nur fühlen sollten, wie das schneidet! — und dabey krümmte er sich so sehr zusammen und that so kläglich, daß seine

gute

gute Mutter sich bereden ließ, ihm die gewöhnlichen Tropfen mit Wein zu geben.

Dießmal gelang ihm sein Betrug also wieder, aber nun sollte die Strafe kommen.

Es war just am folgenden Tage, da er wirklich krank wurde. Ob das öftere Einnehmen solcher hitziger Tropfen, in hitzigem Weine, da ihm doch nichts fehlte, allein Schuld war, will ich nicht geradezu behaupten; doch ohne Zweifel trug es etwas dazu bey. Er fühlte schon gegen Mittag einige Uebelkeit, allein um nicht von einem Spaziergange zurückbleiben zu dürfen, verschwieg er es bis gegen Abend.

Es mußte sich zu seinem Unglück just zutragen, daß seine Mutter ihre Vermuthung, ob sie nicht von Ludewig sey hintergangen worden, seinem Vater erzählt hatte. Beyde Eltern sprachen noch davon, als Ludewig vom Spaziergange zurückkam. Der Vater fragte ihn: ob er recht vergnügt gewesen wäre?

Ach ja! antwortete Ludewig, wenn mir nur nicht der Kopf so weh gethan hätte, und hier! (er zeigte auf den Unterleib,) o ich weiß selbst nicht wie mir immer so wunderlich war; ich habe fast gar nicht mitspielen können!

Mutter. (mit einem bedeutenden Blicke,) Du bist jetzt sehr oft krank, Ludewig!

Ludewig. Ach! das war gestern gar nichts; wenn mir der Leib nur allein weh thäte!

Er sahe sehr erhitzt aus; seine Eltern, die mißtrauisch gegen ihn geworden waren, glaubten, er sey etwa sehr herum gelaufen.

Vater. Es wird dir schon wieder besser werden. Du mußt ein wenig Schmerz vertragen lernen; du bist ja kein kleines Kind mehr!

Ludewig. (Weinerlich,) Wenn es nur nicht so wehe thäte!

Vater. So weiß ich dir nichts bessers zu rathen, als daß du dich so bald als möglich schlafen legest.

Ludewig. Wenn Sie mir nur etwas eingeben wollten!

Vater. Nicht wahr, wieder ein paar Tropfen in süßem Wein? — Jetzt befehle ich dir augenblicklich dich niederzulegen; Morgen werde ich dann sehen, wie du dich befindest.

Ludewig, dem dieser Befehl sehr unerwartet kam, und der wohl wußte, wenn sein Vater in diesem Tone mit ihm redete, daß dann nichts weiter zu thun sey, als zu gehorchen, gieng sogleich, nachdem er seinen Eltern die Hand geküßt

hatte,

hatte, auf seine Stube. Mit Thränen in den Augen kleidete er sich aus und legte sich, mit heftigen Kopf- und Leibschmerzen und überdieß mit hungrigem Magen, zu Bette. An das Einschlafen war gar nicht zu denken. Es schlug zwölfe und Ludewig lag noch und weinte und seufzete. Seine Kopfschmerzen schienen immer empfindlicher zu werden, nur die leibschmerzen hatten sich ein wenig gelegt. Er klagte Anfangs bey sich selbst, über die Strenge seines Vaters, aber als er bedachte, daß sein Vater sonst nicht so hart gegen ihn gewesen sey, so begriff er, daß er wohl selbst und allein Schuld seyn möge.

Hättest du nicht gestern und vor ein paar Tagen deine Mutter mit Unwahrheit hintergangen, so würden dir deine Eltern heut gewiß geglaubt haben, sagte er zu sich. Er erinnerte sich zugleich an das, was ihm sein Lehrer nur vor wenig Zeit gesagt hatte. Dieser brave Mensch hatte an Ludewig zu verschiedenen Malen bemerkt, daß er nicht immer die Wahrheit rede. Er erzählte ihm daher einige Geschichten von solchen Personen, die auch diesen Fehler an sich hatten. Unter andern schlimmen Folgen der Lügen hatte er ihm in einer Geschichte eines jungen Menschen auch diese gezeigt:

daß

daß man einem Lügner nur so lange glaube, bis man ihn auf Unwahrheiten ertappt habe. Weiß man einmal, daß ein Mensch lügt, sagte er, so glaubt man ihm nicht weiter und sogar auch alsdenn nicht, wenn er wirklich einmal die Wahrheit redet.

Diese Lehre fiel jezt dem armen Ludewig ein, da er so lange nicht einschlafen konnte. Er erkannte jetzt, daß sein Lehrer recht gehabt hatte; denn er erfuhr es ja an sich. Es war keine Unwahrheit, als er dießmal sich krank sagte, und doch glaubte man ihm nicht! Wie sehr bereuete er es, daß er so thöricht gehandelt hatte! Nein! dachte er, wenn ich nur einmal wieder gesund bin, in meinem Leben will ich nicht wieder eine Unwahrheit sagen. Er betete nun zu Gott, daß er ihm doch seinen Beystand dazu geben wolle — und schlief bald darauf ein.

Als er am folgenden Morgen ziemlich spät erwachte, fand er, daß sich sein Kopfschmerz gelegt habe, und daß ihm sonst sehr wohl sey. Das war zwar sehr gut für ihn, aber sein Vater glaubte nun desto gewisser, daß er ihn am Abend zuvor eben so habe hintergehen wollen, wie er die Mutter einigemal hintergangen hatte. Ludewig erhielt daher einen sehr unfreundlichen

Ver=

Verweis von dem Vater, wegen seiner Lügenhaftigkeit. Der arme Knabe konnte nichts als weinen. Sein Lehrer beruhigte ihn: Ihr Herr Vater kann Ihnen jetzt noch nicht glauben, sagte er; werden Sie aber von heute an Ihren guten Vorsatz ausführen und immer die Wahrheit reden, so werden Sie bald sehen, daß man Ihnen auch wieder trauen wird. Ich habe es Ihnen ja vorher gesagt: Einem Lügner glaubt man nicht und wenn er auch wircklich einmal wahr redet. Denn man wird ja immer denken: wer weiß ob er jetzt nicht wieder lügt?

Ludewig befolgte einen guten Rath, den ihm sein Lehrer gab. Er machte sich ein kleines Buch von weißem Papier und zeichnete sich jeden Abend, oder wenn er Abends nicht Zeit dazu hatte, doch den nächsten Morgen alles darin auf, was er den Tag über Gutes oder Uebels gethan oder unterlassen hatte, und besonders ob er irgend einmal wieder eine Unwahrheit geredet habe? Dadurch wurde er so aufmerksam auf sich, daß er nach und nach nicht nur den Fehler ablegte, der ihm so viel Verdruß gemacht hatte, sondern überhaupt auch ein sehr guter Mensch wurde.

Wer

Wer etwas lernt, den hält man werth,
den Ungeschickten niemand begehrt.

Wenn Vater Roderich Abends im Garten spazieren gieng, da hiengen sich die Kinder seines Sohnes an ihn; das eine faßte ihn bey der rechten Hand, das andere bey der linken und die übrigen beyden trippelten neben ihm her, denn sie hatten ihren guten Großvater sehr lieb, weil er immer so freundlich war und ihnen viele schöne Geschichten zu erzählen wußte. Er gieng gewöhnlich nur ein halbes Stündchen herum; dann setzte er sich auf eine Bank, die unter einer schönen großen Linde stand. Vor der Bank war ein kleiner Rasenplatz, darauf lagerten sich die Kinder um ihn her und baten so lange, bis er anfieng zu erzählen. Er sahe es gern, wenn die Kinder unterdessen sich auch mit etwas beschäftigten; denn er pflegte zu sagen: ein Kind muß nie müßig seyn; denn wie es sich gewöhnt, so bleibt es, und Müßiggang ist aller Laster Anfang. Das wußten nun die Kinder, daher giengen sie niemals in den Garten zum Großvater, ohne eine kleine Arbeit mitzunehmen. Wenn denn Vater Roderich nach der Bank zugieng, so sahe

sahe er schon die Arbeiten der Kleinen darauf liegen; jedes ergriff die Seinige, sobald er sich setzte.

So fand ich den ehrwürdigen Greiß jeden schönen Abend, wenn ich seinen Sohn, den Vater der vier lieben Kinder besuchte und dieser mit mir in den Garten gieng. Auf der Bank, mit dem Rücken an die Linde gelehnt, saß Vater Roderich, einen Stock in der Hand mit welchem er von Zeit zu Zeit auf eine Landcharte wieß, die auf dem Rasen vor ihm ausgebreitet lag. Um die Landcharte herum lagen die Kinder; die zwey Knaben schnitzten gewöhnlich etwas, bald einen Meisekasten, bald einen Wagen, bald dieß bald das; die Mädchen nehten und strickten.

Gleich der Linde gegenüber war eine grünbewachsene Laube, in die man unbemerkt kommen konnte; oft setzte ich mich allein, oft in Gesellschaft meines Freundes dahinein, und hörte dem guten Vater Roderich zu und freute mich über die Aufmerksamkeit und Wißbegierde der lieben Kleinen. Viele Geschichten, die ich hier hörte, sind mir noch im frischen Gedächtniß; manche sogar wollte ich wörtlich wieder erzählen. Ich will es dießmal mit einer versuchen; sollte sie gefallen, so entschließe ich mich vielleicht mehrere derselben in Zukunft bekannt zu machen.

Nur

Nur muß ich euch bitten, liebe kleine Leser, daß ihr auch eine Landcharte dabey zur Hand nehmet, und wenn euch etwa unbekannte Wörter auffallen sollten, daß ihr eure Eltern oder Lehrer um Erklärung derselben bittet. Die Kinder, denen Vater Roderich erzählte, verstunden sie meistentheils, weil sie ihnen oft waren erklärt worden. Was sie nicht verstunden, darnach fragten sie sogleich und so wurde es ihnen auch gleich erkläret; wie ihr hin und wieder hören werdet. Nun zur Geschichte!

* * *

Nun Kinder, hub Vater Roderich an, seht erst hieher! (Er zeigte mit dem Stocke die Gegend auf der Landcharte, wohin sie sehen sollten.) Hier wo die Elbe in die Nordsee hinausfließt, also an der Mündung der Elbe, liegt eine Stadt, in welcher viele Kaufleute wohnen; sie heißt Glückstadt. (Heinrich der älteste Knabe fand sie und zeigte mit dem Finger darauf.) Gut! In Glückstadt wohnte ein Kaufmann, der sehr reich war und zwey Söhne hatte, von denen der älteste Wilhelm und der jüngere Karl hieß. Wilhelm war drey Jahr und Karl noch nicht zwey Jahr alt, als ihre Mutter starb.

Ihr

Ihr Vater hatte sehr viele Geschäfte und es blieb ihm nicht viel Zeit übrig für die Erziehung seiner Söhne selbst zu sorgen; der Tod seiner guten Frau machte ihm daher viel Kummer.

Da bat ihn eine alte Verwandte, er möchte ihr doch seine beyden Söhne überlassen; sie versprach ganz Mutter für sie zu seyn und sie so zu erziehen, wie der Vater nur wünschen würde. Nach meinem Tode, sagte sie, sollen sie auch das Wenige bekommen, (die reiche Frau sprach sehr bescheiden von ihrem großen Vermögen) was ich etwa hinterlasse. Der Vater, der durch dieses großmüthige Anerbieten von einer großen Sorge befreyet wurde, willigte gern ein, und trennte sich um so lieber auf einige Zeit von seinen Kindern, da er hoffen konnte, daß es ihnen bei einer so wackern Verwandten gewiß besser gehen würde, als wenn er sie hätte fremden Händen anvertrauen müssen. Kurz Willhelm und Karl verließen ihr väterliches Haus, und wurden der Verwandten übergeben.

Diese gute Frau that in Wahrheit alles mögliche für ihre kleinen Pflegesöhne; sie wartete und pflegte sie größtentheils selbst, und da sie größer wurden, hielt sie ihnen so viele Lehrer, als es nur Dinge gab, wozu sie Lust bezeigten.

So weit wär nun freylich alles gut und der Vater selbst, wenn er sie besuchte, hatte seine einzige Freude an ihnen. Nur merkte er bald, daß die gute Frau seinem ältern Sohne Willhelm in vielen Stücken zu sehr nachsahe. Willhelm war ein munterer lustiger Knabe, sehr wohlgebildet und sein Kopf voll drollichter Einfälle. Er war deshalb der Liebling der alten Tante, dem sie alle kleine losen, oft gar muthwilligen Streiche erlaubte. Karl war zwar auch munter und sein Gesicht immer heiter, aber doch war seine Munterkeit stiller und die wilde Lustigkeit seines Bruders wollte ihm gar nicht gefallen. Er hatte daher manchen kleinen Verdruß, wenn er ihm etwa einmal abschlug, ein wildes lärmendes Spiel mitzuspielen. Denn gewöhnlich gieng dann Willhelm hin und klagte es der Tante, und da hieß es oft: Du willst auch deinem Bruder gar nichts zu Gefallen thun! Karl war überdies sehr wißbegierig, aufmerksam in den Lehrstunden und außer denselben immer mit etwas Nützlichem beschäftigt. Seine Lehrer lobten ihn und alle Leute, die im Hause der Tante zu thun hatten, liebten ihn und redeten überall Gutes von ihm. Von Willhelm hingegen hieß es: das ist ein ungezogner Knabe, der Niemand ungeneckt

neckt lassen kann; es wird einmal nicht viel aus ihm werden.

Ihr Vater hörte das und sahe es oft selbst mit an; er wünschte es ändern zu können, aber es konnte nicht geschehen — er hätte denn seine Kinder wieder zu sich nehmen müssen. Das wollte er aber der Tante nicht zu Leide thun, die ihnen doch schon so viel Gutes erwiesen hatte und noch mehr für sie thun wollte. Er mußte es also noch lassen wie es war; freylich unterließ er selten bey seinen Besuchen, Willhelmen zu ermahnen, daß er artiger und besonders auch fleißiger werden möchte.

Nur eins wurde von ihm abgeändert, dieß, daß seine Söhne, die bisher mehrere Lehrer hatten, nun einen einzigen erhielten, der beständig um sie war und immer die Aufsicht auf sie hatte. Dieser, ein rechtschaffener und geschickter Mann, gab sich alle Mühe seine Untergebenen zu guten und nützlichen Menschen zu bilden. Allein Willhelm war schon zu verwöhnt und die Tante wollte nicht, daß ihr Liebling sich zu sehr anstrengen sollte. Selten kam er zur bestimmten Zeit in die Lehrstunden, ja oft versäumte er sie, unter allerley leeren Entschuldigungen, ganze Wochen lang; und wenn es ihm auch einmal ein-

fiel hineinzugehen, so war er so unaufmerksam, daß sie ihm fast gar nichts nutzten. Denkt euch nur! er war schon zehen Jahr alt und war noch nicht im Stande eine Zeile gut Deutsch zu lesen; schreiben konnte er gar nicht, denn wer hätte seine Krakeleyen für Geschriebenes halten wollen?

(Die Kinder gaben durch mancherley Zeichen und Ausrufungen ihre Verwunderung zu erkennen.)

Karl hingegen, wie ihr schon vermuthen werdet, war desto fleißiger und wurde in allen Stücken weit geschickter als sein älterer Bruder. So wuchsen nun beyde heran; Willhelm blieb ein untauglicher Mensch, der sich darauf verließ, daß er einmal viel Vermögen bekäme, und deswegen nicht nöthig habe etwas Nützliches zu lernen. Karl erwarb sich täglich neue Einsichten und nützliche Kenntnisse, sein Verstand und sein Herz bildeten sich immer mehr und besser aus. Er wollte sich lieber auf sich selbst verlassen, und auf das was er lernte, als auf das Vermögen, was er etwa einmal bekommen könnte. Was ich gelernt habe, dachte er, das bleibt immer mein, niemand kann mir's nehmen; aber mein Vermögen kann ich auf tausenderley Arten verliehren, und dann hätte ich gar nichts und wäre ein elender Mensch!

(Die Kinder lobten Karln, und bedauerten Willhelm, daß er nicht auch so dachte.)

Wohl euch, lieben Kinder, wenn ihr auch so verständig denkt wie Karl; denn wir werden bald hören, wie gut er that, dem Beyspiele seines Bruders nicht zu folgen.

Willhelm war etwa funfzehn und Karl vierzehn Jahre alt, als ihre Tante starb. Kurz vorher hatte der Lehrer den beyden Kindern öfter und nachdrücklicher als sonst die vernünftigsten Vorstellungen gemacht, daß sie sich doch ja nicht blos auf ihr Vermögen verlassen möchten. Denken Sie doch, sagte er einmal zu ihnen, daß es leicht, sehr leicht möglich ist, daß besonders ein Kaufmann durch tausend unvermuthete Unglücksfälle sein ganzes Vermögen verliehren kann! Und — Gott wolle es verhüten! aber es ist doch nichts unmögliches, gesetzt, Ihren guten Vater träfe ein solches Unglück, was? ich bitte Sie, besonders Sie, lieber Willhelm, was wollten Sie dann anfangen? Hätten Sie dann nichts gelernt, so würde man Sie auch nicht als einen Ladendiener brauchen können, denn Sie wissen, daß dazu mancherley Kenntnisse erfordert werden. Sie würden dann sehr, sehr unglücklich werden.

So redete der brave Mann jetzt besonders öfter, als vorher; geschah es blos von Ungefehr, blos um den unthätigen Willhelm aufzumuntern, oder war ihm etwas bekannt worden, — das will ich euch nicht gewiß sagen. Genug kurze Zeit nach dem Tode der Tante trafen den Vater dieser beyden Kinder so viele Unglücksfälle hintereinander, daß ihm von seinem eignen großen Vermögen nichts, gar nichts übrig blieb; und da er nun mit dem Vermögen, das die Tante hinterlassen hatte, sich wieder aufhelfen wollte, war er so unglücklich auch diese letzte Hofnung fast ganz zu verliehren.

Ich kann euch freylich nicht alles so weitläuftig erzählen, wie das zugieng. Doch so viel will ich euch sagen. Zwey Schiffe, auf denen er viele Waaren hatte, verunglückten zur See; dadurch verlohr er schon viel. Noch größer war sein Verlust, da ein anderer Kaufmann, der ihm viel schuldig war, auch unglücklich wurde und ihn nun nicht bezahlen konnte. Das größte Unglück, was ihn traf, war, daß sein vorzüglichster Handlungsdiener, dem er alle seine Gelder und Rechnungen anvertraut hatte, ihm nicht nur eine große Summe Geldes entwendete, sondern auch just zu der Zeit heimlich ihn verließ, da er

einer Dienste am meisten bedürftig war. — Eines von den Kindern fragte, wie das gekommen sey? Wie das kam? fuhr der Großvater fort. Ihr könnet wohl glauben, daß dieser Mensch sehr ordentlich gewesen sein müsse, da ihm der Kaufmann so vieles anvertraute. Aber wie es so geht; er hatte das Kartenspiel liebgewonnen, hatte einigemal unglücklich gespielt und viel verlohren, und da er nicht im Stande gewesen war, seine Spielschulden von seinem eignen Vermögen zu bezahlen, so hatte er sich unterstanden, seines Herrn Gelder anzugreifen, und mit diesen zu bezahlen. Und wie ein Laster immer zu einem andern führt, so geschahe es auch hier. Dieser Mensch, der sonst ein Muster von Ordnung war, ließ, da er Tag und Nacht an nichts als an das Spiel dachte, die Rechnungen seines Herrn so sehr in Unordnung kommen, daß man nicht mehr wissen konnte, wer diesem, oder wer ihm schuldig war. Was wollte dieser Elende nun anfangen? Als er seines Herrn mißliche Umstände gewahr wurde und wohl einsahe, daß er zur Verantwortung gezogen werden würde — bestahl er seinen Herrn noch einmal, und suchte sich durch die Flucht vor der Schande und Strafe zu retten.

Sein armer Herr kam nun durch alle diese so schnell aufeinander folgenden Unglücksfälle in so eine bedaurungswürdige Lage, daß er seine Handlung aufgeben und ein kümmerliches Leben führen mußte.

O! der arme Karl! riefen die Kinder fast einstimmig!

Ihr bedauert den guten Karl? fuhr Vater Roderich fort, solltet ihr nicht vielmehr den unglücklichen Willhelm bedauern? Freylich war Karl fast untröstlich; aber gar nicht seinetwegen! Denn er war sich's wohl bewußt, daß er mit Gott gewiß in der Welt fortkommen würde! Aber daß sein Vater in seinem Alter dieses Unglück erleben und nun Mangel leiden sollte; das schmerzte ihn vorzüglich. Willhelm that die ersten Tage, da diese Unglücksfälle bekannt wurden, wie ein Mensch der den Verstand verlohren hat; er weinte, heulte, schrie, fluchte sogar und machte seinem Vater, sogar in Gegenwart fremder Personen, die bittersten Vorwürfe, daß er nicht vorsichtiger gewesen wäre. Er faßte allerley Vorsätze, davon einer immer unverständiger war, als der andere. Sein Vater und Bruder suchten ihn zu beruhigen; aber umsonst —

ein

ein so unwissender Mensch, wie er, verstand sie kaum, wie hätte er sie hören sollen?

Der Vater schien zwar gelassen, allein innerlich grämte er sich desto mehr. Er hatte zwar in seinem Leben mehrere Unglücksfälle bey seinem Handel erfahren; daß er aber einmal so ganz arm werden sollte, das hatte er sich nie denken können. Er war sonst immer heiter, seine Kinder hatten ihn nie mürrisch gesehen; jetzt war nichts an ihm heiter, als sein Auge, und auch das wurde oft, wenn er allein war, von Thränen getrübt. Seine Kinder lagen ihm am Herzen; für sie hatte er so lange gearbeitet und gesorgt, und nun sah er sich auf einmal in so elenden Umständen; ohne Vermögen, ohne Freunde, die ihm hätten helfen können oder helfen wollen, und seine zwey Söhne noch unversorgt, nicht einmal ganz erzogen!

Er hatte zwar noch einen nahen Verwandten, einen sehr reichen Mann; allein der war etliche tausend Meilen von ihm entfernt, und überdies hatte er sich mit ihm bey dem Tode seiner Frau veruneinigt, sie waren seit der Zeit also nicht mehr die besten Freunde.

(Minchen das ältere Mädchen fragte, wo der reiche Mann gewohnt habe, daß er so weit

entfernt gewesen sey? Heinrich der ältere Knabe antwortete: Je er durfte nur in Ostindien seyn, das ist wohl gegen viertausend Meilen von Glückstadt!)

Da war er auch in der That, erzählte Vater Roderich weiter. Sucht nur da unten die Insel Java, darauf liegt Batavia, die Hauptstadt der Insel. (Heinrich zeigte sie; hier, sagte er, sie gehört den Holländern, die haben da so große Waaren-Niederlagen; nicht wahr, Großpapa?) Richtig, antwortete er, nun in Batavia hatte denn der Verwandte eine große Handlung, und dieser hätte wohl die unglückliche Familie leicht unterstützen können! Allein seit zwölf Jahren hatte man ihn vernachlässiget. Er war es zwar gewesen, der seinen Europäischen Freunden Unrecht gethan hatte, und diese würden vielleicht nie wieder an ihn gedacht haben, hätte sie nicht jetzt die Noth dazu gedrungen. Vielleicht, dachte der Vater, vielleicht thut er etwas für dich oder doch für deine Kinder. Er muß es ja wissen, daß du ihm nichts zu Leide gethan hast. Ohne einmal seinen Söhnen etwas davon zu sagen, um in ihnen nicht vergebliche Hofnungen zu erregen, wenn seine Bitten fruchtlos bleiben sollten, schrieb er hierauf mit verschiedenen Schif-

fen,

fen, die nach Ostindien segelten, an ihn. Er beschrieb ihm seine Lage und sein ganzes Unglück, so wie es war, und nun betete er täglich zu Gott, daß er das Herz seines Verwandten regieren möchte, damit er ihn nicht in dem großen Elende ließe.

Könnt ihr's glauben, da der gute Mann alles, was ihm nach seinen großen Unglücksfällen noch übrig war, zusammennahm, daß er kaum so viel hatte, um mit seinen Kindern nur ein Jahr davon leben zu können? Alles, alles hatte er verlohren; nur aus Großmuth hatte man ihm einiges Hausgeräthe, Betten und Kleider übrig gelassen; diese und noch nicht ganz zweyhundert Thaler Geld waren sein ganzes Vermögen. Sein Haus, ein schöner Garten, ein kleines Landgut, die Waaren, die er noch in seinen Niederlagen hatte, alles mußte verkauft werden, um seine Schulden zu bezahlen.

Heinrich. Hatte er denn auch Schulden? ein so reicher Mann?

Großvater. Das ist bey Kaufleuten nicht anders, lieber Sohn. Jeder Kaufmann nimmt Waaren und Gelder von andern Kaufleuten, die er zu gewissen gesetzten Zeiten bezahlt; eben so giebt er Andern auch Waaren und Gelder, die

ihm

ihm von ihnen wiederbezahlt werden müssen. Wenn ihm nun das, was Andere ihm bezahlen sollen, nicht bezahlt wird, und er soll doch bezahlen, was er schuldig ist, wie es unserm guten Kaufmanne gieng, wenn er überdies sein übriges Vermögen durch andere Unglücksfälle verliehrt, so siehst du wohl, wie leicht es möglich ist, daß ihm alles, was er hat, genommen und dies verkauft werde, um seine Schulden damit zu bezahlen.

Doch wir wollen in unserer Geschichte fortfahren. Wie nun der gute Mann sahe, daß er nur gar so wenig übrig hatte, so ließ er seine Söhne zu sich kommen. Ich will's euch nicht beschreiben, wie kläglich das aussahe, da sie beyde so vor ihm stunden und er reden wollte und vor Wehmuth nicht konnte! Wie da Karl seine Hand faßte, sie drückte und küßte und ihn bat, daß er sich doch nicht allzusehr betrüben möchte! Wenn auch die Menschen kein Mitleid mit uns haben sollten, redete er ihm zu, so wird uns doch Gott nicht verlassen. Sie haben mir ja so viel lernen lassen, daß ich doch jemand etwas werde nützen können! Vielleicht nimmt sich jemand unser an, o! bester Vater, verzagen Sie noch nicht — Gott wird uns nicht verderben lassen!

Nein!

Nein! lieber Sohn, das fürchte ich auch noch nicht, sagte der Vater; wiewohl wir jetzt wenigstens von Menschen nicht viel Hülfe erwarten dürfen. Gott weiß es, was ich schon alles versucht habe; er weiß auch, ob ich an meinem Unglück Schuld bin oder nicht. — Du wirst fortkommen, lieber Karl, Gott wird für dich sorgen; aber Wilhelm, Wilhelm! o! wenn du deinem Vater und deinem braven Lehrer hättest folgen wollen! was soll aus dir werden? Seht hier, (er zeigte ihnen den Beutel, worin das wenige Geld war, das ihm noch übrig gelassen wurde,) das ist alles, was wir haben; kaum wird es auf ein Jahr für uns hinreichen, um kümmerlich unser Leben damit hinzubringen! Gern gäbe ich es euch, wollte gern auf meine alten Tage meinen Bissen Brod irgendwo zu verdienen suchen; — aber was würde es euch nützen?

Ihr Lehrer kam jetzt dazu, und nun überlegten sie gemeinschaftlich, was sie von nun an anfangen wollten. Dieser gute Mann hatte noch Eltern, die in Glückstadt ein kleines Häuschen besaßen. Mit diesen hatte er schon über die ganze Sache gesprochen, und er schlug daher folgenden Plan vor, der auch als sehr gut mit einstimmigem Beyfall aufgenommen wurde. Sie

wollten

wollten zusammen bey seinen Eltern, die noch ein Paar kleine Zimmer entbehren konnten, wohnen; der Lehrer wollte den Kindern dort ferner Unterricht geben, er wollte sich bemühen, einen oder beyde Söhne zu versorgen, dem Vater wollte er einigen Verdienst zu verschaffen suchen, und was er durch Unterricht bey andern verdienen würde, daran sollten alle gleichen Theil nehmen. Seine Eltern sollten ihre kleine Wirthschaft führen.

Minchen. Das war doch in der That schön von ihm; wie hieß denn der gute Mann?

Großvater. Er hieß Redlich.

Minchen. Nun den Namen führt er auch mit Recht.

Großvater. Und Gott hat seine Redlichkeit auch nicht unbelohnt gelassen. Er hat jetzt ein ehrenvolles Amt in einer angesehenen Stadt und wird von allen Menschen geehrt und geliebt. — Nun weiter. Unsere kleine Familie hatte sich kaum eingerichtet, so fand sich schon für Karln eine Gelegenheit, sehr gut versorgt zu werden. Dem Hause von Redlichs Eltern gerade gegen über war ein Gasthof, in dem oft vornehme Fremde einkehrten. Der Wirth kannte Redlichs, und durch diese hatte er auch den guten

verun-

verunglückten Kaufmann und seine Kinder kennen lernen. Ein fremder Herr wohnte einige Tage in diesem Gasthofe, und da er aus den Fenstern seines Zimmers in die Stube sehen konnte, worin unsere kleine Familie wohnte, so hatte er eines Morgens sehr früh den guten Karl erst emsig lesen und schreiben, und dann an's Fenster treten und weinen sehen. Das klägliche Händeringen und das ganze Betragen dieses jungen Menschen war ihm so aufgefallen, daß er den Wirth rufen ließ und sich bey ihm erkundigte, wer ihm gegen über wohne? Dieser erzählte ihm die ganze Geschichte der unglücklichen Familie, und rührte ihn damit so sehr, daß er sich sogleich entschloß, einen von den zwey Söhnen zu sich zu nehmen. Thun Sie, sagte er dem Wirth, ihrem Vater den Vorschlag; lieb wäre mir's, wenn er mir Karln überlassen wollte, er soll nicht als Bedienter bey mir angesehen werden. Ich habe einen Sohn, er soll allen Unterricht genießen, den dieser hat, und als sein Freund bey ihm wohnen; für sein künftiges Glück will ich sorgen. Der Wirth sagte ihm seine Zweifel sogleich: Karl wird seinen Vater nicht verlassen wollen, wenn dieser es auch zufrieden seyn sollte. Und Wilhelm — wird

Ihnen

Ihnen nicht gefallen, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Er hat das Unglück gehabt, verzärtelt zu werden, und ist sehr unwissend geblieben.

Dennoch gieng der Wirth zu dem Vater; aber wie er es vorhergesagt hatte, so geschahe es. Er mußte zurückkehren, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Karl begleitete ihn. Noch waren seine Augen roth von Thränen, die er darüber vergossen hatte, daß ihn sein Vater hatte bereden wollen, des Fremden Wunsch zu erfüllen. So wie er den Fremden erblickte, traten ihm wieder die Thränen in die Augen.

Nun, lieber Kleiner, redete ihn dieser an, haben Sie nicht Lust, mit mir zu reisen?

O, lieber Herr, antwortete ihm Karl, — Gott wird Sie für Ihre menschenfreundliche Gesinnung gegen uns belohnen; aber ach! machen Sie doch nicht, daß mich mein Vater noch mehr bittet; ich möchte seinen Bitten nicht mehr widerstehen können, ich möchte mit Ihnen gehen, und ich kann, ich darf nicht!

Der Fremde fragte, was ihn daran verhindere?

Ich kann meinen Vater nicht verlassen, antwortete Karl, — er ist alt, er ist krank, ob er es gleich nicht eingestehen will — es ist

wahr, wir sind unter sehr guten Menschen; aber ich bin sein Sohn, er könnte meine Hülfe brauchen, er hat mich sehr lieb — nein, ich kann nicht von ihm gehen; o lieber Herr, lassen Sie mich bey meinem armen alten Vater! — Diese und ähnliche Bitten, die er unter Schluchzen hervorbrachte, rührten den Fremden innigst. Er erkannte in Karln das schöne Herz, das aus wahrer Liebe zu seinem Vater **lieber mit ihm leiden, als allein glücklich** seyn wollte. Er versuchte zwar, ihn noch durch allerhand Vorstellungen zu überreden; allein zuletzt drang er weiter nicht in ihn. Seines Bruders Wilhelm gedachte er nicht. Doch versprach er auf irgend eine andere Art für ihn zu sorgen, sobald er es würde im Stande seyn.

Ehe Karl von ihm gieng, sagte er ihm: Jetzt bitte ich Sie, daß Sie dies Blatt Papier Ihrem guten Vater von mir übergeben. Ich werde Sie nicht vergessen; seyn Sie immer so brav, wie ich Sie habe kennen lernen, Gott wird Sie gewiß auch nicht vergessen. Mit diesen Worten übergab er ihm ein beschriebenes Blatt Papier, küßte ihn und begleitete ihn vor die Thüre.

Karl eilte innig vergnügt zu seinem Vater, weil er nun nicht von ihm getrennt werden sollte.

Er las nicht, was etwa auf dem Blatte geschrieben war, dazu war er zu bescheiden. Wie erstaunte er, als sein Vater ihm sagte: es sey eine Verschreibung auf funfzig Thaler, die ein bekannter Kaufmann in Glückstadt, dem auszuzahlen, angewiesen war, der sie ihm vorzeigen würde. Vater und Sohn wollten dem großmüthigen Fremden sogleich ihren Dank bringen; allein sie fanden ihn nicht mehr, und erfuhren auch von dem Wirthe nichts weiter von ihm, als seinen Nahmen und das Land, wohin er reisete.

Lieschen. Da werden sie wohl an ihn geschrieben haben.

Großvater. Nein, liebes Kind, das möchte wohl nicht angegangen seyn. Denke nur, daß es in einem Lande ja wohl mehr Personen giebt, die einerley Nahmen führen; an welche hätte nun der Brief abgegeben werden sollen?

Karl. Wenn sie nur wenigstens den Ort oder die Stadt gewußt hätten, wohin er reisete!

Großvater. Auch in einer Stadt kann es mehrere Personen von einem Nahmen geben.

Karl. Das ist wahr! Aber da könnte man ja gar an niemand schreiben?

Großvater. Warum nicht? Wenn du nur noch die Vornahmen, oder besser noch die Lebens-

art

art oder die Bedienung der Person kennst, an die du schreiben willst. Der Fremde wollte aber vermuthlich nicht, daß man ihm dankte. Denn merkt es euch, liebe Kinder! für Wohlthaten, die wir empfangen, sind wir allemal Dank schuldig, und nur ein schlechter Mensch vergißt den Dank, oder ist undankbar; aber ein guter Mensch thut nicht Gutes, — damit ihm dafür gedankt werde. Karl und sein Vater sahen es freylich nicht gern, daß sie zu spät kamen; doch konnten sie sich denken, der Fremde werde gewiß glauben, daß sie ihm gern gedankt hätten. Ihr Dank war ein stilles Gebet zu Gott; sie erkannten, daß er sie nicht verlassen wolle, und erfuhren davon bald noch deutlichere Beweise.

Es mochten gegen acht Tage seit dieser Begebenheit verflossen seyn, als Redlich eines Abends mit der Nachricht zu Hause kam: daß er für seinen Karl eine Gelegenheit gefunden habe, wie er auf eine nicht allzubeschwerliche Art sich etwas verdienen könne. Redlich gab den Kindern eines reichen Mannes Unterricht, der viele Rechnungen zu besorgen hatte; er hatte daher auch den Titel eines Rechnungsführers. Gegen diesen Mann hatte Redlich von Karln gesprochen und ihm unter andern gesagt, daß er

sehr geschickt im Rechnen sey. Der Rechnungsführer hatte bisher einen jungen Menschen bey sich gehabt, den er recht gut hatte brauchen können, theils seine Briefe zu schreiben, theils seine Rechnungssachen zu übersehen.

Lieschen. Konnte er denn das nicht selber?

Großvater. Hm! Lieschen, warum hat wohl der Schneider, der in unserm Hause wohnt, so viele Gesellen oder Gehülfen? — Weil er selber keine Kleider machen kann?

Lieschen. Ach nein! sie helfen ihm, weil er immer so viel zu thun hat.

Großvater. Nun? Könnte denn der Rechnungsführer nicht auch viel zu thun gehabt haben? Und frage nur deinen Bruder Heinrich, wie leicht es geschehen kann, daß man beym Rechnen einen Fehler macht, wenn man auch noch so geschickt darin ist! Und wie viel oft ein kleiner Fehler im Rechnen zu bedeuten habe? — Ueberdies war der Rechnungsführer schon ein alter Mann, der nicht mehr die besten Augen hatte; um nun seine Rechnungen desto genauer zu führen, und weil er oft sehr geschwind arbeiten mußte, pflegte er immer jemand bey sich zu haben, der ihm nachrechnete und andere Dinge für ihn machte, die ihm entweder zu beschwer-

lich

lich waren, oder mit denen er nicht fertig werden konnte. Der junge Mensch, den er bisher bey sich gehabt hatte, war wirklich geschickt; aber seine Aufführung war desto schlechter gewesen, und deswegen hatte er ihn von sich thun müssen. Er wünschte wieder einen solchen jungen Menschen zu haben, da sprach nun Redlich mit ihm wegen Karln. Redlich schilderte ihn so, wie er ihn kannte; und da der Rechnungsführer seine Schilderung für ganz treu hielt, so bat er ihn sogar, ihm diesen jungen Menschen so bald als möglich kennen zu lernen. Für Karln konnte auch keine Gelegenheit willkommener seyn, sich etwas zu verdienen; denn bei seinen Verrichtungen konnte er immer noch oft um seinen Vater seyn; und selbst dazu blieb ihm noch hinlänglich Zeit übrig, Redlichs Unterricht ferner benutzen zu können. Mit Vergnügen nahm also Karl diese Stelle an; er gefiel dem Rechnungsführer, so wie Karl den guten alten Mann bald wie seinen zweyten Vater lieb gewann; beyde waren sehr zufrieden. Karl durfte täglich nur sechs Stunden bey ihm arbeiten; er that das schnell und mit der gehörigen Aufmerksamkeit und Genauigkeit, und erhielt dafür schon im ersten Monat einige Thaler an Geld und ein neues Kleid.

Wer mag euch die Freude beschreiben, die der gute Karl hatte, als er seinem Vater das erste Geld brachte, was er selbst verdient hatte?

Karl gieng nun täglich zu dem Rechnungsführer und arbeitete, was ihm vorgelegt wurde, immer mit Fleiß und Sorgfalt, und betrug sich gegen alle so artig, daß man ihn ungern die Zeit über vermißte, die er täglich bey seinem Vater zubrachte. Durch seinen Verdienst, der oft noch mehr betrug, als im ersten Monat, unterstützte er nun seinen Vater, der aber leider beynahe sichtbar kränker wurde. Gram und Sorge nagten an seinem Leben; denn sein älterer Sohn Wilhelm verbitterte ihm auch die Freude, die ihm der gute Karl machte.

Wilhelm war weder durch die Ermahnungen seines Vaters, noch durch die Bitten Redlichs und seines Bruders dahin zu bringen, daß er doch endlich einmal angefangen hätte, an die Zukunft zu denken. Er lebte immerfort wie im Traume, versprach oft sich zu bessern, allein sei: Trägheit war in ihm wie eingewurzelt. Kaum daß er dazu gebraucht werden konnte, etwas zu holen oder wegzutragen. Er war an gutes Essen und Trinken gewöhnt, sein guter Vater konnte ihn jetzt nicht immer nach seinem Geschmack

sättigen,

sättigen, und hatte daher einigemal das Herzeleid, diesen ungerathenen Sohn über Diebereyen zu ertappen. Denkt einmal, liebe Kinder, er bestahl seinen Vater, um sich dafür heimlich Näschereyen zu kaufen! — Ein Kaufman, ein alter Freund seines Vaters, der aber kein großes Vermögen hatte, wollte Wilhelm zu sich nehmen und ihn die Handlung lehren — nur sollte er versprechen, gut zu thun. Aber er hatte keine Lust dazu, und sein Vater fürchtete, er möchte sich wohl auch dort gelüsten lassen, zu stehlen, und sich und ihm Schande machen; auch schämte er sich es einem fremden Menschen wissen zu lassen, daß sein Sohn ein Taugenichts sey, der kaum leserlich schreiben und außerdem nichts konnte, als etwa in einem deutschen Buche schlecht genug lesen.

So lebte nun diese kleine Familie etwas über ein Jahr, ohne daß sich etwas ausserordentlich Merkwürdiges mit ihr zugetragen hätte, als eines Abends, da sie eben alle beysammen waren und ihr mäßiges Abendbrod aßen, ein Fremder nach dem Kaufmann Robert fragte.

Karl. Robert? wer ist denn das?

Großvater. Hab' ich's noch nicht gesagt? Nun so hieß der Kaufmann, von dessen Söhnen ich euch die Geschichte erzähle.

Lieschen. Und das wird gewiß der Fremde seyn, der im Gasthofe wohnte?

Karl. Ja, der Karln mitnehmen wollte?

Großvater. Nein der war es nicht. Es war ein Schiffer, der von dem Ostindischen Vetter Nachricht brachte.

(Die Kinder bezeigten ihre Freude, durch allerley Ausrufungen.)

Dieser fremde Schiffer hatte von dem Ostindier den Auftrag erhalten, sich ganz ins Geheim nach Roberts Umständen zu erkundigen und besonders darnach, ob er wirklich an seinem Unglück unschuldig sey. Würde er finden, daß Robert Unterstützung verdiene, so sollte er ihm einen Brief übergeben. — Aber Kinder, es fängt an kühl zu werden, ich dächte, wir blieben hier stehen.

Alle. O nur noch ein Weilchen. Erzählen Sie nur wenigstens noch, was der Schiffer für Nachrichten brachte.

Großvater. Nun dies noch, aber dann kein Wort weiter. Der Schiffer hatte zum Glück bey solchen Leuten nachgefraget, die Roberts Umstände genau kannten; er erfuhr alles, was

nur

nur zu seinem Besten Gutes gesagt werden konnte; und war daher schon von allem unterrichtet, als er jetzt kam, dem alten Robert den Brief zu übergeben. Der Brief war ungefehr folgender. „Lieber Vetter. Ihr wisset wohl, daß wir das Letztemal, da wir uns sahen, nicht als die besten Freunde von einander Abschied nahmen. Ich hatte mir fest vorgenommen nicht weiter an Euch zu denken; und als ich nach Batavia zurückkam, verheyrathete ich mich, um Euch desto leichter in Europa vergessen zu können. Ich bin nicht so glücklich gewesen Kinder zu bekommen; nun erfahre ich Euer Unglück. Wollt Ihr, daß ich Euch unterstützen soll, so schickt mit Eure beyden Söhne her. Sie müssen schon groß seyn und werden die Reise gewiß machen können. Hier will ich für ihr Glück sorgen. Wenn Ihr mir diesen Beweiß Eurer Freundschaft geben wollet, so hat der Schiffer, der Euch diesen Brief einhändigen wird, von mir Ordre (Befehl) Euch die Waaren zu überlassen, die er von mir für Euch geladen hat und die Ihr auf beyliegendem Zeddel verzeichnet finden werdet. Ihr könnet damit einen kleinen Handel anfangen und von mir jährlich eine gleiche Unterstützung erwarten. Auch verspreche ich Euch, wenigstens aller zwey

Jahre Euch einen Eurer Söhne nach Europa zu schicken; damit Ihr von ihnen selbst erfahren könnet, daß ich als Vater für sie sorge. Ich hoffe, Ihr werdet meine Bitte erfüllen, wenn Ihr anders wollet, daß Eure Söhne einmal so glücklich sind, als sie durch mich werden können. Solltet Ihr mir das Vergnügen nicht machen wollen, so verdanket es Eurem Eigensinn, wenn ich dann nichts weiter für Euch thue. Gott gebe Euch Glück zu Eurem fernern Unternehmen. Ich bin Euer treuer Vetter.

Das war der Inhalt des Briefes. Ihr könnet glauben, liebe Kinder, daß Vater und Söhne ziemlich sehr dadurch beunruhiget wurden. Es wurde ihnen zwar ein ansehnliches Glück angeboten, das sie schwerlich sonst zu erlangen hoffen konnten; aber die Bedingung — Doch ich wollte ja nichts weiter sagen! Nun Morgen, wenn Gott will, ein Mehreres.

O! wenn's doch nicht schon so spät wäre! — wenn doch schon Morgen Abend wäre! Wie das noch werden wird! — unter solchen und ähnlichen Ausrufungen und Fragen raften die Kinder ihre Arbeiten zusammen und zogen, den Großpapa in der Mitte, nach dem Hause zu,

wo

wo die würdige Mutter der vier Kinder schon mit dem Abendessen wartete.

* * *

Ich versäumte nicht am folgenden Abende mich bey meinem Freunde wieder einzufinden; und wir hatten uns eben in unserer Laube niedergesetzt, als Vater Roderich in seiner Erzählung fortfahren wollte. Die Kinder lagen wie am Tage vorher um ihn herum, jedes mit einer kleinen Arbeit beschäftigt. Ehe Vater Roderich anfieng, erhub sich unter den Kindern eine Art Wettstreit. Jedes wollte sich die Geschichte am besten gemerkt haben; der Großvater endigte den Streit dadurch: daß er Heinrich, Karl und Minchen auftrug, die Geschichte schriftlich aufzusetzen, er und Lieschen wollten dann entscheiden, wer es am besten gemacht habe. Alle waren damit zufrieden, und Vater Roderich fuhr nun also fort.

Wir ließen gestern den guten Robert mit seinen Söhnen in einer großen Verlegenheit, wegen des Inhalts des Briefes, den ihnen der Schiffer gebracht hatte. Keines wagte es in seiner Gegenwart darüber zu sprechen. Doch endlich brach Vater Robert selbst das Stillschweigen.

Liebes

Lieber Freund, redete er den Schiffer an, Sie sehen es uns unstreitig allen an, wie sehr uns der Inhalt des Briefes überrascht hat, den Sie uns von unserm Vetter mitgebracht haben. Ihre theilnehmende Miene überzeugt mich, daß Sie ein gutdenkender Mann sind; Sie werden also unsere Verlegenheit nicht zu unserm Nachtheil auslegen. Sehen Sie mich armen, alten, schwachen Mann, sehen Sie meine Kinder und urtheilen Sie dann! —

Der Schiffer schüttelte dem alten Robert treuherzig die Hand. Seyn Sie ohne Sorgen, sagte er ihm; ich habe mich, weil ich Sie nicht kannte, nach allem genau erkundigt; ich kenne Sie, und Ihren Freund, meinen Herrn; ich weiß also, was ich zu thun habe. Es ist freylich eine harte Bedingung, die er Ihnen macht; aber können Sie sich überwinden, sie zu erfüllen, so verspreche ich Ihnen, daß Ihr wackerer Freund alles für Sie und Ihre Söhne thun wird. Sie sind jetzt kränklich; vielleicht hat der Kummer über Ihr Unglück das Meiste dazu beygetragen. Wenn Sie Ihre Söhne versorgt wissen, wenn Sie sich selbst in glücklichern Umständen befinden werden — sollten Sie nicht auch noch frohe und gesunde Tage hoffen können? Uebereilen

Sie

Sie sich jedoch nicht; ich halte mich noch einige Zeit hier auf; überlegen Sie alles reiflich und dann sagen Sie mir Ihren Entschluß. —

Vater Robert dankte ihm herzlich für seine gute Meynung; er erkundigte sich nach allen Umständen, nach der Handlung, nach der Einrichtung des Hauswesens, besonders aber nach der gegenwärtigen Denkungsart seines Vetters; und der Schiffer gab ihm die befriedigendsten Nachrichten.

Die Handlung meines Herrn, sagte er, hat sich sehr vergrößert, seit Sie keine Nachricht von ihm haben. Seine brave Frau, eine gebohrne Deutsche, die er als eine arme Waise geheyrathet hat, besorgt das Hauswesen ganz allein; und sie ist es vorzüglich, die Ihren Freund bewogen hat, Ihre Söhne von Ihnen zu erbitten. Sie würden sie gewiß lieben, wenn Sie sie kennten, und Ihre lieben Söhne würden sie bald als ihre zweyte Mutter ehren, wenn sie sich entschließen können, die Reise mitzumachen. Von seiner Denkungsart sage ich Ihnen nichts. Sie haben ihn sonst gekannt und eben so denkt er noch — ein guter, wackerer Mann, bis auf den einzigen Fehler, daß er Niemand jemals Unrecht gethan haben will. Lieber Herr Robert, ich

weiß,

weiß, daß Sie selbst einmal mit ihm uneins worden sind; glauben Sie mir, hätten Sie ihm nur nicht ins Gesicht gesagt, daß er Ihnen Unrecht thue, er würde Ihnen den kleinen Verlust zehnfach ersetzt haben, den Sie etwa durch sein Verschulden erlitten. Er weiß es gar wohl, wenn er jemand beleidigt; nur will er nicht, daß es andere auch wissen sollen. Richtet man sich darnach, so kann man mit keinem Menschen besser auskommen, als mit ihm.

So sprach der Schiffer von seinem Herrn und verließ endlich die Robertsche Familie mit dem Versprechen, in etlichen Tagen wiederzukommen.

Da saßen Sie nun, als der Schiffer weg war, keines wollte den Anfang machen zu sprechen. Der Vater sahe zwar für seine Söhne und für sich einer frohern Zukunft entgegen; aber er fühlte sich, daß er das ihm angebotne Glück nicht lange mehr würde genießen können. Doch hätte er seine Söhne so gern glücklich gewußt, gern hätte er die Trennung von ihnen, vielleicht auf immer, ertragen; aber die Gefahr der Reise, der sie ausgesetzt wurden, die Ungewißheit,

wißheit, ob sie auch dort glücklich werden würden, und die ungesunde Luft des Landes, wohin sie gehen sollten — diese Dinge machten ihm Kummer. —

Lieschen. Ist denn in Batavia so ungesunde Luft?

Großvater. Ja, liebes Kind; wenig Europäer werden dort alt, alle führen dort wenigstens ein sehr sieches Leben, viele werden jährlich hingeraft.

Lieschen. Da möcht' ich selber nicht mitgereiset seyn.

Karl. Je nun deswegen würde ich wohl nicht zurück geblieben seyn! reisen doch jährlich so viele hin, und kommen gesund wieder.

Heinrich. Aber Karl und Wilhelm sollten ja dort bleiben, und ihren Vater krank zurücklassen!

Großvater. Sieh' lieber Heinrich, das war es auch, was Karln jetzt so still machte. Er, der seinen Vater so innig liebte, sollte so viele tausend Meilen von ihm sich entfernen. Jetzt war er so zufrieden, daß er durch seinen Fleiß sei-

nem guten Vater so manche frohe Stunde machen konnte; und nun sollte er ihn verlassen, um ihn vielleicht nie wieder zu sehen, um ihm nie wieder einen kleinen Dienst leisten zu können! — Wilhelm schwieg freylich aus ganz andern Ursachen; ihm war es allenfalls gleichgültig, ob er bey seinem Vater oder in Asien lebte; *allein* da der Schiffer auch gesagt hatte, daß der Vetter ihn und seinen Bruder bey der Handlung brauchen wolle, da wurde ihm doch wegen seiner Unwissenheit ein wenig bange. Und wenn er, der ein gemächliches und unthätiges Leben über alles liebte, nun dachte, daß er würde alles thun müssen, so verbitterte ihm das *seine* ganze Freude. Doch sein Leichtsinn setzte ihn bald darüber weg. Bist du nur einmal dort, dachte er, so kann dich der Vetter doch nicht wieder zurückschicken; und wenn er dich nun auch wieder zurückreisen läßt, desto besser, so hast du das Vergnügen der Reise und brauchst doch nicht zu sorgen, wovon du einmal leben sollst; dein Vater wird dich wenigstens alsdenn nicht mehr so kümmerlich halten.

Solche Gedanken durchkreuzten sich in seinem ungesunden Kopfe, als sein Vater das Still-

Stillschweigen plötzlich unterbrach und mit zurückgehaltenen Thränen und feyerlicher Stimme die Worte aussprach: Reiset zu Eurem Vetter, meine Kinder, Gott segne Euch! — Karl flog an seinen Hals: nein, nein, bester Vater! nimmermehr, so lange ich nicht gewiß hoffen kann, Sie glücklich wieder zu sehen. Sie haben noch Zeit sich es zu überlegen; ich kann Ihnen nicht alles sagen, was ich empfinde. — Sie krank zu verlassen, und warum denn? Es fehlt uns ja jetzt an nichts. Gott hat uns bisher geholfen — Thränen erstickten seine Rede. Durch sanfte Vorstellungen suchte ihn der Vater zu belehren, daß er undankbar gegen Gott seyn würde, wenn er ein solches angebotnes Glück von sich stoßen wollte. — Ist es Gottes Wille, setzte er hinzu, so sehen wir uns alle glücklich wieder; wo nicht — Dein Hierbleiben, lieber Sohn, kann meine Tage zwar angenehm machen, aber nicht verlängern; denn werde ich nicht immer sorgen müssen, wie es dir und deinem Bruder noch gehen könne? Nein, lieben Kinder, reiset in Gottes Nahmen; und kommt ihr glücklich zu eurem Vetter und ich bekomme Nachricht von eurem Wohlseyn, so wird mir das gewiß mehr Freude machen,

als wenn ihr hier bey mir seyd und ich täglich die Sorge für euer künftiges Fortkommen mit mir herumtragen muß.

So sprach der Vater, und Redlichs, die noch an diesem Abende von allem unterrichtet wurden, trugen nicht wenig dazu bey, ihn in seinem gefaßten Entschluß zu bestärken. Sie hoften ebenfalls, daß Vater Robert, bey einem bequemern und ruhigern Leben, wohl zu seiner vorigen Gesundheit und Heiterkeit wieder gelangen könne. Jeder folgende Tag nahm etwas von den Zweifeln hinweg, die sich der gute Vater und besonders Karl im Anfange gemacht hatten; und als der Schiffer am fünften Tage sie wieder besuchte, so wurde man völlig einig, den Wünschen des Ostindiers nachzugeben. Ein Monat verstrich theils mit der Einrichtung der neuen Handlung Roberts, die vorzüglich der Schiffer besorgte, theils mit Herbeyschaffung alles dessen, was Karl und Wilhelm zur Reise nöthig hatten. Nach Verlauf desselben war alles bereit um abzufahren, man wartete nur noch auf guten Wind. Auch der wehete endlich und nun erfolgte der zärtlichste Abschied zwischen Karl, Wilhelm, ihrem Vater und

Red

Redlichs. Lange sahen die beyden Reisenden nach dem Ufer zu, wedelten mit Hüten und Schnupftüchern; ihre Freunde thaten dasselbe — endlich kamen sie einander aus dem Gesicht.

Karl konnte sich lange nicht von der Gegend wegwenden, wo er seine Freunde zuletzt sahe; erwachte er früh, so bot er dorthin den guten Morgen; wollte er zu seiner Schlafstelle gehen, so winkte er dorthin, oft unter Thränen, die gute Nacht. Wilhelm war Anfangs still und schien wirklich etwas von dem zu fühlen, was man empfindet, wenn man von geliebten Freunden getrennt wird; doch kam er bald wieder in sein altes Gleiß. Vielleicht würde er die ganze Reise über nicht wieder an seine zurückgelaßnen Freunde gedacht haben, wäre er nicht allzuoft durch vielerley Unannehmlichkeiten daran erinnert worden.

Er fand gar zu viel, was ihm auf der Seereise nicht gefiel und was er alles zu Hause bequemer gehabt hatte. Gleich die erste Nacht verwünschte er seinen Vetter so oft, daß er schwerlich in die Reise gewilligt haben würde, wenn er vorhergewußt hätte, daß er so unbequem würde schlafen müssen.

Lieschen. Je warum denn?

Großvater. Sieh' nur, das Schiff bewegt sich immer, ungefehr so wie eine Wiege; ist nun gar starker Wind, so ist die Bewegung des Schiffes so stark, daß man kaum stehen kann. Man wird daher auch im Bette immer hin und hergeschaukelt; wer nun das nicht gewohnt ist, der mag wohl Anfangs ziemlich unruhige Nächte haben.

Lieschen. Ja da möcht' ich freylich auch lieber in meinem Bettchen schlafen.

Großvater. Das war aber immer noch eine Kleinigkeit. — Sie waren kaum 24 Stunden auf der See, und schifften hier (er zeigte auf die Landcharte,) an der Küste von Holland hin, als Wilhelm das unangenehmste Uebelseyn empfand. Das Schaukeln auf dem Schiffe, wovon wir vorhin sprachen, machte ihn erst schwindlicht und dann erregte es bey ihm solche Uebelkeiten, daß er glaubte irgend etwas genossen zu haben, was schlimmer wäre, als zehn Brechpulver. Er konnte sich kaum beruhigen, als man ihm sagte, daß er die sogenannte Seekrankheit bekäme, die alle leiden müßten, die zum erstenmale eine Reise zur See machten.

Lieschen. War denn das auch wahr?

Großvater. Ja wohl, oft bekommen sie auch Personen, die schon mehrere Seereisen mitgemacht haben. Es war ihm, als ob alle Eingeweide ungewendet würden, und er empfand zugleich unleidliche Schmerzen. Die Personen, welche diese Krankheit haben, dürfen nichts, durchaus nichts essen, denn sonst machen sie es nur schlimmer; und doch haben sie den größten Hunger. Sobald sie etwas essen, müssen sie es gleich wieder von sich geben. Dieß Uebel währt gewöhnlich zwey bis drey Tage — dann macht das Schaukeln denen, die wieder gesund sind, weiter keine Beschwerde mehr. Karl wurde bald darauf auch krank, er litt so viel als sein Bruder; aber er litt geduldig, hörte auf den Rath verständiger Leute und wurde bald wieder gesund. Der verzärtelte Wilhelm hingegen machte sich bey allen Mitreisenden durch seine unverständigen Klagen verächtlich. Man würde ihm gar keine Hülfe geleistet haben, wenn nicht sein guter Bruder für ihn gebeten und selbst gesorgt hätte. Er brachte aber auch fast acht Tage zu, ehe er wieder ganz wohl war; denn er folgte nicht, aß und trank was er bekommen konnte; und da man ihm nichts mehr

geben wollte, nahm er heimlich. — Alles war nun wieder völlig gesund auf dem Schiffe und die Fahrt gieng bey gutem Winde schnell weiter. Sie fuhren hier zwischen Frankreich und England den sogenannten Canal durch, seegelten die Küsten von Spanien und Portugall vorbey, umschifften dann Europa vollends und erblickten schon in der Ferne die Vorgebirge von Afrika, als sie plötzlich durch einen heftigen Sturm so tief in die See geschleudert wurden, daß sie bald alles Land aus dem Gesichte verlohren. Wilhelm hatte vorher schon viel über Langeweile geklagt; jetzt da sich der Sturm erhob, und die Schiffleute anfiengen ein wenig unruhig zu werden, trieb er sein Jammern so arg, daß alle Mitreisenden den Schiffer baten ihn in die Cajüte einzuschließen.

Karl. (zu Lieschen.) Die Cajüte ist das Zimmer auf einem Schiffe, worin sich der Herr vom Schiffe aufhält.

Lieschen. Nun! das war doch immer noch gut vom Schiffer; ich dachte gar, er hätte ihn sonst wohin gesperrt.

Großvater. Karl konnte ihn da nicht lange klagen hören; er bat so lange, bis er wieder herausgelassen wurde; es geschahe, aber man sagte ihm, wenn er nicht ruhiger wäre, so solle er an einen weit schlimmern Ort kommen. Nun schwieg er zwar, aber seine Angst war darum nicht geringer; er suchte selbst einen Winkel, wo er ungesehen weinen und die Hände ringen konnte. Der Wind wurde nun auch wirklich ungestümer; die Nacht brach herein, man wußte nicht wo man war, alles was Arme hatte, mußte arbeiten, damit das Schiff nicht zu schnell getrieben wurde. Der Morgen brach an, aber man konnte nichts unterscheiden, der Himmel hieng voll schwarzer Wolken, der Sturm tobte, die Wellen schlugen hoch über dem Schiffe zusammen und fielen oft mit fürchterlichem Getöse aufs Verdeck — nur die kühnsten Matrosen wagten sich noch zuweilen hinaus.

Lieschen. Aber wenn die Wellen so auf das Schiff fallen, da kömmt ja Wasser hinein?

Großvater. Das geschieht freylich, daraus wird aber nicht viel gemacht. Es kann auch

nicht so viel eindringen, daß es großen Schaden anrichten könnte, weil die Schiffe gut verwahrt und so viel möglich alle Spalten verpicht sind; und das Wasser, was etwa hineindringt, kann durch Pumpen wieder hinausgepumpt werden. — Nun weiter! In der folgenden Nacht schien sich der Sturm etwas zu legen, man fieng an sich zu freuen — aber leider! dauerte die Freude nicht lange — bald wurde er wieder so wüthend, daß man die Anker auszuwerfen versuchte.

Karl. Ein Anker, nicht wahr, das ist so ein langes starkes Stück Eisen, das unten ein paar krumme Haken hat — und oben ist so ein eiserner Ring, an dem das Seil angemacht werden kann? — Nicht wahr? (Karl zeichnete dazu mit dem Finger einen Anker in den Sand.)

Großvater. Richtig — und wenn man nun will, daß ein Schiff still stehen soll, so werden solche Anker an sehr langen Seilen in die See hinabgelassen; die Anker hängen sich nun mit den krummen Haken unten an, und halten so das Schiff an einer Stelle fest.

Lieschen. Nun das war gut, da stand doch das Schiff still!

Großvater. Nicht still, liebes Kind, der Sturm und die Wellen bewegten es freylich immer noch; aber es konnte doch nicht weiter, so lange die Anker hielten. Allein zum Unglück bemerkte man kaum zwey Stunden nachher, daß das Schiff wieder forttreibe. Man untersuchte die Ankerseile, und fand zur allgemeinen Bestürzung, daß der größte Anker losgerissen war; vermuthlich war das Seil durch die heftige Bewegung an einem Felsen zerrieben worden; der zweyte Anker faßte nicht mehr. Nun trieb das Schiff, ganz dem Sturme überlassen, fort; das Schiffsvolk lief unruhig durch einander — man fürchtete den Küsten von Afrika zu nahe zu kommen; denn dahin schien das Schiff zu treiben. Plötzlich hörte man, daß das Schiff da, wo es im Wasser geht, sich an etwas reibe; man glaubte sich schon zwischen Felsen; alles war in der größten Angst; man durchsuchte das ganze Schiff fast stündlich, alles wurde in Bereitschaft gesetzt, wenn etwa ein Leck (ein Riß) entstehen sollte — aber ach! alle Vorsicht war vergebens. Es mochte am dritten Tage des Sturms just ge-

gen Mittag seyn, der Sturm war so wüthend, daß er ein Paarmal das Schiff um und um zu stürzen schien; ein schreckliches Wetter von oben machte es so finster, daß man bey Nacht zu schiffen glaubte: krack! krack! — da stürzte das Wasser mit Gewalt auf der rechten Seite in das Schiff. Gott! erbarme dich! wir sind verlohren! schrie alles — und eilte nach dem Verdeck — Karl faßte seinen Bruder, der fast erstarrt war vor Todesangst, und riß ihn mit Gewalt mit sich fort. Kaum waren sie auf dem Verdeck, so riß eine Welle drey oder vier Matrosen vor ihren Augen in die See. Karl hatte seinen Bruder umschlungen, und hielt sich mit einer Hand fest an einen Strick, mit dem ein großer Ballen auf dem Verdecke festgemacht war. Plötzlich erinnerte er sich, da er den Ballen betrachtete, an eine Geschichte, die er irgendeinmal gelesen hatte, daß sich ein Matrosenjunge auf einem Wollsacke bey einem Schiffbruche gerettet habe. Wilhelm! rief er plötzlich, wir müssen hier mit allen zugleich umkommen, wenn wir uns nicht selbst retten. — Sie dort das Boot — kein Mensch kann sich darauf wagen, die Wellen schlagen es um — folge mir dieß einzigemal —

halt

halt dich hier fest — Wilhelm ließ alles mit sich machen. Karl schnitt mit seinem Messer schnell die Stricke los, an die der Ballen befestigt war; nun mußte sich Wilhelm auf diesen Ballen setzen, und Karl band ihn mit den losgeschnittnen Stricken fest darauf; er schnitt dann noch einen Ballen los, der neben dem ersten stand, band diesen mit dem, auf welchem sein Bruder saß, zusammen, setzte sich auf ihn, ließ sich seinem Bruder die Hand geben, und so erwarteten sie den gewissen Untergang des Schiffs, das immer tiefer sank. Das Schiffsvolk arbeitete zwar noch, aber bald verlohren sie Muth und Hoffnung — alles suchte sich zu retten — man setzte das Boot aus, aber kein Mensch wagte sich hinein — einige ergriffen Bretter, andere Tonnen, andere Packe und Ballen — das Schiff sank, schrecklich war das Geheul, das jetzt entstand — Karl und Wilhelms Ballen wurden vom Wasser in die Höhe gehoben; Karl betete zu Gott — Wilhelm schrie wie ein Verzweifelnder. Eine Welle warf sie hoch in die Luft, eine andere fieng sie auf und ließ sie gleichsam auf ihrem Rücken hinabgleiten, dreymal überdeckte sie das Wasser, immer kamen sie wieder auf die Ober-

Oberfläche — mit einemmal wurde die See ruhiger, der Wind tobte nicht mehr so heftig, doch fiel noch ein starker Regen; nur kleine Wellen schaukelten noch mit ihrem Fahrzeuge — jetzt kam auch die Sonne zum Vorschein, just da sie untergehen wollte. Karl schloß nun, daß sie vom Winde nach den Küsten von Afrika zugetrieben würden. Die Nacht brach herein — es war eine fürchterliche Nacht für sie — ein heftiger Hunger quälte beyde. Karl fand in seinen Taschen eine halbe Citrone — er reichte sie Wilhelm, der sie, so unschmackhaft sie vom Seewasser geworden war, als den größten Leckerbissen verzehrte. Gegen Morgen entdeckte Karl in einiger Entfernung einen schwarzen Flecken — er schöpfte Hoffnung — je näher sie dem Flecken kamen, je größer wurde er — es wurde schon wieder Abend — immer schrecklicher wurde der Hunger, aber Karl bemerkte nun deutlich, daß der Flecken eine lange Strecke Land sey — sie unterschieden schon Bäume. Eine Stange, die sie auffischten, diente ihnen statt eines Ruders — in wenig Stunden erreichten sie das Land. Mit welcher Hastigkeit sprangen sie an's Ufer, sie ließen die Ballen schwimmen, — vor Freuden,

den, gerettet zu seyn, vergaßen sie, solche auch an's Land zu ziehen.

Das erste, was sie thaten, war, daß sie niederfielen und Gott dankten — so beteten sie noch nie; heiße Thränen stürzten aus ihren Augen — so herzlich umarmten sie sich noch nie!

So weit erzählte Vater Roderich am zweyten Abend. Die Kinder hatten, zumal gegen das Ende der Erzählung, so still gesessen, daß es schien, als holten sie nicht Athem — jetzt beym Schluß wurden alle lebendig — als wären sie selbst in der Gefahr gewesen, so sprungen sie froh auf.

* * *

Vater Roderich erzählte diese Geschichte noch an den zwey folgenden Abenden bis zu Ende. Damit sie aber nicht zu weitläuftig werde, will ich die Hauptbegebenheiten derselben vollends kurz zusammen fassen. Vielleicht erzähle ich ein andermal, wenn Euch diese Art zu erzählen

gefällt, eine andere Geschichte des Vater Roderich ganz mit seinen Worten.

Karl und Wilhelm waren also gerettet. Das erste was sie thaten, nachdem sie Gott gedankt hatten, war, daß sie ihre Kleider abwarfen, und nun sich nach etwas umsahen, ihren schmerzlichen Hunger zu stillen. Ringsumher standen Bäume, aber sie kannten die wenigsten davon; in einiger Entfernung bemerkten sie einen Berg; Karl wünschte ihn ersteigen zu können, um etwa zu sehen, ob in der Nähe Menschen wären, — allein er fühlte sich zu matt — jetzt erblickte er einen Palmbaum. Sogleich fiel ihm ein, daß dieser Baum einen Saft bey sich habe, aus dem der bekannte Palmwein gemacht wird. Er nahm sein Messer, schnitt tief in den Stamm — und es quoll ein Saft heraus, der wohlschmeckte und wenigstens ihren Durst stillen konnte. Sie tranken begierig — Karl sahe sich weiter um, da nahm er auf einem andern Baume, der der Palme ziemlich glich, eine traubenähnliche Frucht wahr, die er sogleich für Datteln erkannte — er brach etliche Trauben ab, die er für die reifsten hielt — sie waren eine köstliche Speise für unsere armen

Verhungerten. Froh und gesättigt kehrten sie zu ihren Kleidern zurück, welche die warme Luft schon ziemlich getrocknet hatte. Die Nacht brach immer stärker herein, bisher hatten sie noch deutlich um sich her sehen können; sie suchten eine Schlafstätte; Karl fürchtete, wenn sie auf der platten Erde liegen bleiben würden, sie möchten von schädlichen Thieren angegriffen werden. Doch konnten sie vor Mattigkeit nicht weiter — sie baten Gott um seinen Schutz — versprachen einer um den andern munter zu bleiben; aber ehe eine Viertelstunde vergieng, lagen beyde neben ihren Kleidern im tiefsten Schlafe. — Sie erwachten nicht eher, als bis ihnen die Sonne heiß auf die Köpfe brennte. Eben wollten sie sich ankleiden, da sprangen plötzlich mehr als zwanzig schwarze Menschen auf sie los, die sie, ehe sie sich noch besinnen konnten, banden und nun mit sich fortschleppen wollten. Karl bat durch Zeichen, daß sie sich nur vollends ankleiden dürften, — ein Schwarzer nahm ihre Kleider auf den Arm — und nun mußten sie mit fort. Auf dem Berge, den sie Abends gesehen hatten, lagerten sich die Schwarzen; bald sahen sie sich von einer Gesellschaft von beynahe hundert

solcher

solcher Menschen umringt. Sie schienen sich unter einander zu berathschlagen: nun schien es, als ob sie einig wären. Karl und Wilhelm bekamen allerley Früchte, die sie essen mußten — als sie dies traurige Frühstück verzehrt hatten, gieng die Reise weiter, immer tiefer ins Land. Es mochte lange Mittag vorbey seyn, als sie bey einem Trupp anderer Schwarzen anlangten, der in einem Kreise um ein großes Feuer saß. Die Schwarzen sprachen lange mit einander; Karl und Wilhelm wurden auf die Seite geführt, in eine Art von Hütte, die von Zweigen geflochten war. Hier wurden ihnen die Hände frey gemacht — sie bekamen wieder Früchte; zwey Schwarze, mit großen Keulen bewaffnet, blieben bey ihnen. Karl winkte dem einen und bat durch Zeichen um seine Kleider — der Schwarze schrie der versammelten Menge zu — die Kleider wurden gebracht. Als Karl die Taschen untersuchte, vermißte er sein Messer — sonst war alles darin, unter andern eine kleine Flöte, die Karl schön blies. Als er sie so in der Hand hatte, schien ihn der Schwarze durch Geberden zu fragen, was das sey? Karl nahm sie an den Mund und blies ein Paar Töne — dem

Schwarzen schien es zu gefallen, Karl blies mehr — da kam die ganze Menge herbey und trat um ihn her. Als er aufhörte, baten sie durch Zeichen, er möchte mehr blasen, er that's — und die Schwarzen erhoben ein Freudengeschrey und fiengen an zu hüpfen und zu springen. Jetzt traten sie wieder zusammen — kurz darauf band einer Karln auch die Füße auf und wollte ihn wegführen, — Karl winkte nach seinen Bruder — der Schwarze winkte aber vorwärts — und da Karl nicht fort wollte, fieng er an ihn fortzuziehen — Karl warf die Flöte seinem Bruder zu, der Schwarze holte sie wieder, und schien zu bitten, daß er doch allein gehen möchte — Als dies geschahe, giengen zwey Schwarze auf Wilhelm los, hoben ihn gebunden auf und schleppten ihn nach dem Feuer — Karl schrie, so wie Willhelm, denn beyde vermutheten nicht unrecht, daß die Schwarzen von einem ganz wilden Volke wären, deren es noch einige in Afrika giebt, die Menschenfleisch essen; sie fürchteten also, Wilhelm würde getödtet und gefressen werden. Beyde schrieen fürchterlich; die Schwarzen suchten Karln zu besänftigen — aber da er nicht aufhörte zu schreyen, und da er besonders

die Flöte immer wieder wegwarf, so ließen sie Wilhelm wieder los. Bald darauf sahen sie noch einen großen Haufen Schwarze kommen. Einer gieng vorauf, er schien der Vornehmste, denn alle bezeugten besondere Ehrfurcht gegen ihn. Karl mußte vor ihm die Flöte blasen — und alles fieng wieder an zu hüpfen und zu springen. Wohl nach einer Stunde wurde er und Wilhelm wieder in ihre Laube geführt. Hier blieben sie bis gegen Abend, da sie deutlich sahen, daß die Schwarzen andere Schwarze, die sie vermuthlich gefangen haben mochten, schlachteten und aufaßen. Beyde entsetzten sich über diese abscheuliche Mahlzeit, und Wilhelm umarmte seinen Bruder, der ihn durch sein Flötenspiel, so wie sich selbst, von einem ähnlichen schrecklichen Tode gerettet hatte. — Es wurde Nacht, beyde wurden, doch nicht allzu fest, gebunden, zwey Schwarze blieben bey ihnen; sie schliefen bald ein.

Es mochte um Mitternacht seyn, als sie durch ein plötzliches Geschrey aufgeweckt wurden. Sie wußten Anfangs nicht, was sie davon halten sollten; endlich bemerkten sie, daß ein anderer Haufe Schwarzer die Schwarzen,

unter

unter denen sie waren, überfallen hatte, daß beyde Haufen mit einander kämpften, daß ihre Schwarzen endlich überwunden wurden, und flohen. In Zeit von einer halben Stunde war kein Laut mehr zu hören. — Karl und Wilhelm banden sich los, und weil sie keinen Menschen um sich gewahr wurden, flohen sie, so schnell sie konnten, nach dem Seeufer zu, von wo sie am Tage vorher weggeführt worden waren. Die Furcht erhascht zu werden gab ihnen Schnelligkeit und Kräfte, so daß sie mit Tages Anbruch beynahe an derselben Stelle wieder ankamen, wo sie angeschwommen waren; so gut hatte sich Karl die Gegend gemerkt. Vielleicht, sagte Karl, segelt etwa hier ein Schiff nahe vorbey! — Kaum hatten sie sich etwas umgesehen, so erblickten sie ein Boot, das am Ufer in einiger Ferne auf sie loskam; weiter in der See sahen sie ein großes Schiff. — Sie eilten auf das Boot zu; Karl redete sie an, sie verstanden ihn nicht — jetzt hörte er, daß sie französisch sprachen, — Karl sprach also französisch mit ihnen — und bat sie wehmüthig ihn und seinen Bruder aufzunehmen; es geschahe und da Karl hörte, daß sie ans Land gehen wollten, um einige Früchte zu suchen, so

führte er sie zu den Dattelbäumen. Dadurch erzeigte er den Leuten eine Gefälligkeit, daß sie ihn nun, da sie eine Menge Datteln gebrochen hatten, willig mit seinem Bruder ins Boot nahmen.

Als sie auf dem großen Schiffe ankamen, wurden beyde dem Schiffskapitän, dem Vornehmsten auf dem Schiffe vorgestellt. Karl mußte ihre Geschichte erzählen; er gefiel dem Kapitän und weil das Schiff eine weite Reise gemacht hatte, und der Schiffschreiber gestorben war, so übertrug der Kapitän ihm diese Stelle, denn Karl war völlig geschickt dazu. Wilhelm mußte mit den Matrosen als Knecht arbeiten, damit er sein Brod nicht umsonst aß. — Freylich theilte Karl jeden Bissen mit ihm, half ihm oft selbst beschwerliche Arbeiten verrichten, bis der Kapitän Karln zu Liebe ihn etwas besser behandeln ließ.

Das Schiff gieng nach Ostindien, aber nicht geradezu nach Java, sondern nach Pondichery — laßt euch das auf der Landcharte zeigen. — Sie langten glücklich dort an und trafen da ein holländisches Schiff, das bald nach Java gehen

wollte. Karl erwarb sich Zutrauen und Freundschaft bey dem holländischen Schiffsherrn; dieser nahm die Brüder, einen Monat darauf, mit auf sein Schiff, und nach einer Reise von ungefehr dreyzehn Tagen langten sie glücklich in Batavia an. —

Obgleich ihr Vetter von ihnen die Nachricht von dem nicht geringen Verlust seines Schiffs erfuhr, so empfieng er sie dennoch sehr liebreich; eben dies that seine Gattin. Karl gewann durch seine ganze Aufführung so wie durch seine Geschicklichkeit die Liebe und Achtung seiner Verwandten — Wilhelm erfuhr bald das Gegentheil. Man war froh, da er sich entschloß das Jahr drauf nach Europa zurückzukehren. Er traf seinen Vater sterbend an, übernahm die Handlung, führte sie aber so schlecht, daß er bald in die kümmerlichsten Umstände gerieth, ob er schon oft aus Ostindien unterstützt wurde. Karl erbte nach dem Tode des Ostindiers das ganze Vermögen desselben. Er kehrte mit seiner braven Verwandtin, die ihm alles überließ, auch in sein Vaterland zurück, errichtete hier eine neue große Handlung, vermählte sich glücklich und lebte in der größten Zufriedenheit,

geehrt und geliebt von allen, die ihn kannten. Um seinen Bruder dem Elende zu entreißen, nahm er ihn zu sich und ernährte ihn, so lange er lebte. — So, lieben Kinder, wird Fleiß und Geschicklichkeit belohnt; so bestraft sich Trägheit und selbstverschuldete Unwissenheit selbst. Denn es bleibt ein wahres Sprichwort: Wer etwas kann, den hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt.

Ein sehr schönes Buch für
junge und kleine Kinder.

Ein sehr schönes —
Buch für kleine
Kinder von $\frac{1}{2}$ – 3 Jahr

dieses Buch ist ein [illegible] recht
recht recht schön für kleine
Kinder von 1 bis 3 Jahren

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleine Geschichten für Kinder von 6 - 10 Jahren die gern etwas lesen was ihnen verständlich, nützlich und angenehm ist

Bd.: 1.

Leipzig 1793

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.438(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301574-7
VD18 80485227-001